

*WOLFS-  
MÄRCHEN*

*WOLFS-MÄRCHEN 1*

*Eskimo-Märchen 5*

**Das Mädchen Alarana und ihr Bruder, die von Wölfen gefressen wurden und dann zu Rentieren wurden 5**

*Eskimo-Märchen 11*

**Der Fuchs und der Wolf 11**

*Eskimo-Märchen 12*

**Das Land der Bären und der Wölfe 12**

**Eskimo-Märchen 14**

**Das Land der Wölfe 14**

*Finnisches Märchen 15*

**Der Wolf als Grenzwächter 15**

*Finnisches Märchen 16*

**Lügenmärchen 16**

*Estnisches Märchen 17*

*Der Fuchs, der Wolf und der Bär 17*

*Estnisches Märchen 19*

**Das Pferd und der Wolf 19**

*Estnisches Märchen 20*

**Die Tiere gehen zur Beichte 20**

**Litauisches Märchen 23**

**Dummbart und der Wolf 23**

*Französisches Märchen 31*

**Der Wolf und die drei kleinen Ferkelchen 31**

*Französisches Märchen 32*

**Der Wolf und der Fuchs 32**

*Spanisches Märchen 34*

**Gevatter Wolf und die Geißlein 34**

*Schottisches Volksmärchen 37*

**Der Wolf und der Fuchs 37**

*Polnisches Volksmärchen 39*

**Die Füchsin und der kleine Wolf 39**

*Polnisches Volksmärchen 41*

**Wie der Hund dem Wolf Schuhe besorgte 41**

*Polnisches Volksmärchen 44*

**Die Kirchenmaus und die Hausmaus 44**

*Tschechisches Volksmärchen 44*

**Der Hund als Schuster 44**

*Tschechisches Volksmärchen 46*

**Vom Schäfchen und vom Wolf 46**

*Tschechisches Märchen 50*

**Wolf, Löwe und Bär 50**

*Chinesisches Märchen 53*

**Die Höhle der Tiere 53**

**Das Rotkäppchen 55**

*Schneider Hänschen und die wissenden Tiere 59*

**Des Hundes Not 69**

**Von dem Wolf und den Maushunden 72**

**Die Lebensgeschichte der Maus Sambar 74**

**Brüderchen und Schwesterchen 81**

**Daumesdick 86**

**Der Wolf und der Fuchs 91**

**Der Wolf und der Mensch 92**

**Der Wolf und die sieben jungen Geißlein 93**

**Der Zaunkönig und der Bär 96**

**Der alte Sultan 98**

**Der wunderliche Spielmann 99**

**Zweites Märchen 102**

**Rotkäppchen 103**

*Deutsches Märchen 109*

**Der dumme Wolf 109**

*Deutsches Märchen 111*

**Die Tiere auf der Kirchweih 111**

**Wolf als König, der Fuchs sein Minister 114**

**Von dem Wolf und den Maushunden 115**

**Der Drachentöter 117**

*Eskimo-Märchen***Das Mädchen Alarana und ihr Bruder, die von Wölfen gefressen wurden und dann zu Rentieren wurden**

Einmal brach unter den Menschen eines Wohnplatzes eine Hungersnot aus und alle Leute starben, bis auf ein Geschwisterpaar, Alarana und ihr kleiner Bruder Aligúnâluk. Da keine Menschen mehr am Leben waren, machten sich die beiden Geschwister auf den Weg, um sich zu den Rentierjägern zu begeben, die den Fluß Kûlugjuaq hinaufgezogen waren. Aber als sie schon ein Stück ins Land gekommen waren, wurden sie von einem Rudel Wölfe umringt, die sie beide auffraßen.

Unter den Tieren befand sich eine alte Wölfin, die alle Jungtiere bat, genau aufzupassen, damit kein Knochen durchnagt oder zerbrochen würde. Das geschah zu jenen Zeiten, wo man bald Mensch, bald Tier war. Und so war es auch jetzt. Kaum hatten die Wölfe die Geschwister gefressen, da wurden sie zu Menschen. Und jetzt bat eine alte Frau darum, daß die Menschenknochen ins Haus geschafft würden.

Das Wolfsvolk wohnte in einem großen, schönen Haus, und da gab es nicht nur Wölfe, sie hatten auch Gäste auf der Seitenpritsche, und ihre Gäste waren ein Rabe und eine Möwe, ein Weißfuchs und ein Rotfuchs. Aber die waren nun auch in menschlicher Gestalt da. Sobald Alaranas und ihres Bruders Knochen ins Haus gebracht waren, ging die alte Frau, die sich auf Zauberei verstand, hinaus und holte zwei Rentierfelle, die Felle einer jungen Kuh und eines kleinen Stierkalbs. Diese beiden Felle breitete sie auf dem Fußboden aus und legte die Knochen der beiden Geschwister darauf, zuerst den Kopf und dann die anderen Knochen, genau nach der Reihenfolge. Dabei begann sie mit den Knochen der Schwester und legte danach die Knochen ihres kleinen Bruders hin. Nun deckte sie alle Knochen mit zusammengeähten Därmen des Walrosses zu und sang ein Zauberlied darüber. Während sie das Zauberlied sang, schritt sie um die Knochen herum, und zwar in der gleichen Richtung, wie die Sonne am Himmel wandert. Es dauerte gar nicht lange, bis Alaranas Knochen zusammenglitten und sich zu bewegen begannen. Nur in ihren kleinen Bruder wollte kein Leben kommen. Da sang die alte Frau noch einmal das Zauberlied, und nun hockte sich Alarana hin, während ihr kleiner Bruder sich noch immer nicht rührte.

»Es müssen ein paar Knochen des Jungen fehlen«, sagte die alte Frau.

»Kak – kak kâ!« tönte es augenblicklich, und aus dem Haus sprangen der Weißfuchs und der Rotfuchs, und es dauerte gar nicht lange, bis sie wieder mit den Lendenknochen des jungen zurückkehrten, die im Schnee verschüttet gewesen waren. Wieder zauberte die alte Frau über den Knochen, und jetzt erwachten beide zum Leben. Aber sie kehrten als Menschen zum Leben zurück. Alarana in der schönen Tracht aus dem Fell einer jungen Rentierkuh und ihr Bruder in Kleidern aus dem Fell eines jungen Stierkalbs. Ihnen wurde ein Platz hinten auf der Pritsche angewiesen, und dort lagen sie tagsüber, während sie in der Nacht bei der alten Frau schliefen, die sie zum Leben erweckt hatte. Nach vier Tagen bekam der kleine Bruder Erlaubnis hinauszugehen; denn vier Tage dauerte die Tabuzeit für Männer und Knaben bei Todesfällen. Aber des Nachts mußte er wieder zu seiner Schwester ins Haus, die noch nicht hinausgehen durfte. Der Junge weinte und wollte nicht wieder hineingehen, und seine Schwester mußte ihm durchs Fenster gut zureden. Erst am Tag darauf durfte auch sie hinausgehen, weil da das Totentabu für Frauen abgelaufen war. Am Abend nahmen sie an einem großen Festschmaus teil, der aus dem Fleisch von Rentieren, Walrossen und Walen bestand. Das war ein Fest, das man in alten Zeiten immer abhielt, wenn tote Menschen zum Leben zurückgerufen worden waren. Und am nächsten Tag konnten sie dann reisen, wohin sie wollten.

Die beiden Geschwister gingen ins Land hinein und folgten dabei dem Lauf eines Flusses. Gegen Abend erblickten sie ein großes Rudel Rentiere, das auf einem Abhang äste. Und sie gingen hin zu ihnen, ohne Deckung zu suchen und ohne darüber nachzudenken, daß sie die Tiere vielleicht aufscheuchen könnten. Aber siehe: Die Rentiere beachtetten sie gar nicht und hatten auch keine Angst vor ihnen, und Alarana und ihr Bruder gingen mitten in das Rudel hinein und mischten sich unter die Tiere. Erst jetzt entdeckten sie, daß sie gar keine Menschen mehr waren, sondern daß die alte Wölfin solche Zauberformeln über ihre Trachten gesprochen hatte, daß sie jetzt Rene unter Renen waren. Sie hatten Hunger und suchten sofort eine Renkuh auf, die mit ihren Vorderläufen den Schnee fortscharrte, so daß das Moos hervorkam. Sie durften hier die Reste verspeisen, aber das Merkwürdige war, daß das Moos gar kein Moos war, wenn sie es in den Mund bekamen, sondern Därme und Walhaut und Fleisch und alles mögliche, was gut schmeckte.

Alarana und ihr Bruder blieben nun bei den Rentieren, und sie entdeckten bald, daß sie sich unter Tieren befanden, die nachts nur ganz wenig schliefen und sonst ununterbrochen aßen, aßen und gleichzeitig das Land um sich herum beäugten, aus Angst, von Feinden überfallen zu werden. Jeden Tag brachen sie beim allerersten Morgengrauen auf, um neue Weideplätze zu suchen. Aber der Schnee war tief, und Alarana und ihr Bruder konnten zuerst gar nicht mithalten. Sie mußten sich damit begnügen, in die Fußspuren der anderen zu treten, so gut es eben ging. Und manchmal konnten sie die anderen gar nicht vor Einbruch des Abends erreichen. Aber immer gingen sie zu einer der Kühe hin und aßen von den Resten und bekamen auch, was sie brauchten; denn sie waren immer noch wie Kinder, die sich zur Mutter hingezogen fühlen.

»Wie macht ihr es bloß, daß ihr immer so schnell durch den tiefen Schnee kommt?« fragte Alarana eines Tages.

»Das liegt daran, daß wir immer mit erhobenem Kopf laufen, so daß wir gerade den Horizont schimmern sehen können«, sagte die Renkuh.

Wieder verging eine Nacht mit dem Asen und Wachen und mit sehr wenig Schlaf, der oft unterbrochen wurde. Und bei der allerersten Morgendämmerung war das ganze Rudel schon wieder auf dem Weg zum nächsten Weideplatz. Dieses Mal hoben Alarana und ihr Bruder wie die anderen im Rudel ihre Köpfe, und sie hoben auch wie die anderen Tiere Hals und Schultern dabei, so daß sie nun leicht folgen konnten. So lernten sie allmählich die Gewohnheiten der Rentiere, und sie lernten, den Schnee mit den Vorderläufen wegzuscharren, so daß sie nun selber Moos finden konnten – Moos, das, wenn es erst einmal in ihren Mündern war, zu leckerer Menschennahrung wurde.

Eines Tages – sie ästen gerade zusammen mit den anderen Tieren des Rudels – hörten sie ein Knirschen im Schnee. Und siehe: Ein Mensch kam auf sie zugegangen, der erste Mensch, den sie sahen, seitdem sie Rentiere geworden waren. Das Mädchen sang sofort eine Zauberweise:

Wenn doch der Mensch dort drüben  
Auf seinen Schneeschuhen straucheln möcht',  
Straucheln auf knirschenden Schneeschuhen.  
Und wenn ich doch selbst so klein  
Könnt' werden,  
Daß der Pfeil des Mannes  
Meinen Körper verfehlt.

Das sang Alarana, und dieses Lied wurde seitdem eine wirksame Zauberformel für Rentierjäger, die auf Jagd waren; denn der

Mann blieb stehen und lauschte den Worten, und währenddessen trennten sich Alarana und ihr kleiner Bruder vom Rudel und reteten sich ins Dickicht des Waldes. Sie waren ja Rene und hatten die Gewohnheiten von Renen. Sie gingen umher und ästen, ästen und gingen umher, immer witternd und äugend, und nur selten ruhten sie sich aus. So war ihr Leben.

Es wurde Herbst, und sie kamen zu einem großen Gehege mit Fallen, in denen die Menschen Rentiere zu fangen pflegten. Aber sie erkannten sie und gingen außen um die Pfähle, an denen die Schlingen befestigt waren, herum. Hier fanden sie das Skelett eines Schneehuhns, das voller Maden war. Es war das Aas eines Schneehuhns, das einmal von einem Rudel flüchtender Rene überrascht und zu Tode getrampelt worden war. Aber das Mädchen hob das Schneehuhn auf und sang wieder eine Zauberweise:

Feucht bist du, du armes Aas,  
Madenvolles kleines Schneehuhn!

Und siehe: Gleich wurde das Schneehuhn lebendig und flog gackernd davon. Und man erzählt, daß von jetzt an auch diese Worte eine wirksame und lebenspendende Zauberformel unter den Menschen wurde.

Weiter gehen sie, Bruder und Schwester, eine junge Renkuh und ein kleines Stierkalb, die keck umherspringen. Und sie kommen zu einem Fluß, an dem sie einen Stein finden, ganz rund und ganz blank, weil so viele Steingeräte auf ihm gewetzt wurden. Wieder singt das Mädchen eine Weise, eine magische Schleifweise:

Der kleine Stein  
Ist rund und blank  
Von Schiefermessern,  
Oft gewetzten.  
Glatter Stein,  
Rund und blank.

Auch diese Weise wurde nicht vergessen. Und sie wurde später von Messerschleifern unter den Menschen als Zauberformel benutzt.

Weiter gehen sie, immer gehen sie, hinein ins Land. Und sie schwimmen durch Seen und waten durch Flüsse, immer spähend, immer nur wenig schlafend, aber stets reichlich äsend.

Eines Tages kommen sie in einen Wald, in einen großen, dichten Wald. Es bläst ein Sturm, und die äußersten Bäume des Waldes schwanken sausend und seufzend hin und her. Die beiden Rene glauben, daß die Bäume leben, und sie bekommen Angst, aber wieder singt die Schwester eine Zauberweise:



Rätselvoll flüstern  
 Des Waldes Bäume,  
 Seufzend sie schwanken  
 Und machen uns angst.

Sofort werden Alarana und ihr Bruder ruhig. Sie haben keine Angst mehr und springen fröhlich ins Dickicht des Waldes. Aber das Lied wurde nun zu einer starken Zauberformel gegen Angst im Walde.

Die beiden Geschwister wandern nun immer weiter, sie wandern und wandern und halten zwischendurch nur einmal kurz an, um vom frischen Moos am Wege zu kosten. Die Sonne hat zu wärmen begonnen, der Schnee schmilzt vom Boden fort, das Eis der Flüsse bricht auf, und die Wiesen beginnen zu grünen. Es wird Sommer. Aber keinen Menschen sahen sie, seitdem sie dem Rentierjäger begegnet sind und ihn mit der Zauberformel genarrt haben. Das Land ist groß und die Zahl der Menschen gering.

Eines Tages sehen sie auf dem Kamm eines Hügels einen Mann, der mit den Armen um sich schlägt und wie ein Wolf heult. Sie gehen dichter heran, sehen noch einen Mann, weitere kommen hinzu, viele Jäger, und alle heulen sie wie Wölfe, und trotzdem hört es sich doch nicht genau wie Wolfsgeheul an. Es sind Menschen, die die Rentiere in eine Wasserstelle treiben, wo Männer in ihren Kajaks auf der Lauer liegen, um sie zu harpunieren. Bruder und Schwester stehen still und beobachten sie und erinnern sich an die Tage, an denen sie selbst mit dabei waren, wenn Rentiere in den Fluß getrieben wurden. Und wie sie so dastehen, versunken in Erinnerungen, stürmt plötzlich ein großes Rentierrudel vorbei, aufgescheucht durch die Treiber, reißt sie mit und treibt sie zum Fluß hinunter. Sie laufen vor dem Rudel her, und es dauert gar nicht lange, bis sie etwas vor sich blinken sehen. Das ist der Fluß, auf dem die Kajaks warten. Und sie laufen zu ihm hinunter und schwimmen hinüber, während all die anderen Rene umdrehen und zurück ins Dickicht des Waldes laufen. Bruder und Schwester sehen die Männer in ihren Kajaks auf der Lauer liegen. Scharfe Speere halten sie für die Jagd bereit. Aber sie warten auf das große Rudel und greifen nicht die beiden einzelnen Rene an. So kommen die Geschwister unangefochten über das Wasser, springen das Flußufer hinauf und verstecken sich im Wald, wo keiner sie jagt. Hier hören sie Menschen reden:

»Zwei Rene trennten sich vom Rudel und schwammen hinüber, während alle anderen umdrehten, in den Wald liefen und entka-

men. Wir glaubten, daß das ganze Rudel in den Fluß kommen würde, und daher ließen wir die zwei entwischen.«

Am Tage danach liefen die beiden Geschwister wieder zu den anderen Tieren in den Wald, und alles wiederholte sich noch einmal. Die Rentiere wollten nicht in den Fluß, und die Jäger erlegten keine Tiere. Aber jeden Abend schlich sich Alarana in die Nähe des Lagers der Rentierjäger, um sie reden zu hören. Sie hatte Sehnsucht nach menschlicher Sprache, und jetzt, als sie sie hörte, sehnte sie sich immer mehr nach den Wohnplätzen der Menschen. Sie bekam Lust, sie zu besuchen, und lief zusammen mit ihrem Bruder ins Dickicht des Waldes und warf ihren Außenpelz ab. Der Bruder warf auch seinen Pelz ab, und auf dem Waldboden lagen nun zwei feuchte Rentierfelle, aber die beiden Geschwister waren nun wieder Menschen und besuchten den Wohnplatz.

Da waren viele Zelte, viele Menschen, und alle freuten sich über die Fremden. Sie erzählten, daß sie kein Glück mit der Jagd hätten, weil sie die Rentiere nicht in den Fluß treiben und die Männer im Kajak sie daher nicht erlegen könnten. Da versprachen die Geschwister, eine Geisterbeschwörung abzuhalten und ihnen damit Fangtiere zu verschaffen. Und Alarana begann sofort mit ihren Vorbereitungen. Sie ließ die Männer einen großen Haufen Holz aus dem Wald zusammentragen. Das wurde am Wohnplatz aufgestapelt und daraus ein großes Feuer gemacht. Die Holzstämme wurden so hingestellt, daß sie in der Mitte eine Öffnung bildeten, die zu den kleineren Holzstücken des knisternden Scheiterhaufens führte. Alarana schmückte ihren Kopf mit einer Adlerfeder, so wie es Menschen bei Opferfesten zu tun pflegen, und als der Scheiterhaufen am höchsten aufflammte, sang sie eine Zauberweise und sprang durch die Öffnung ins Feuer.

Sie blieb lange in den Flammen fort, aber nach einiger Zeit konnte man eine Adlerfeder sehen, die langsam aus dem Feuer emporstieg, ganz langsam, ohne daß eine einzige Daune angesengt wäre. Dann erschien der Kopf des Mädchens. Auch sie steigt langsam aus dem Feuer empor und schreitet nun ruhig vorwärts zu den Männern und Frauen des Wohnplatzes, die als Zuschauer herumstehen.

Alarana hat den bösen Geistern der Erde und der Luft ihre Stärke und Unverwundbarkeit gezeigt, und im Feuer stehend hat sie sie gezwungen, die Fangtiere freizugeben, so daß die Menschen eine gute Jagd bekommen können. Sie ist selbst ein Mensch und freut sich der Menschen, und daher stellt sie für das Jagdglück des Wohnplatzes nur eine Bedingung: Ein einzelnes Rentier ist

ihr während ihrer Beschwörung erschienen, und das soll ihr gehören, wenn es im Fluß erlegt wird, ihr und keinem anderen.

Am Tag darauf gingen alle wie gewöhnlich zur Jagd. Einige trieben die Tiere aus dem Wald heraus und hinunter zum Fluß, andere lauerten in ihren Kajaks auf die Beute. Der Wald wimmelte von wilden Renen, und ein mächtiges Tier kam aus dem Dickicht gesprungen. Diesmal drehten sie nicht um, sondern liefen alle in den Fluß. Und die Kajaks kamen hinter ihnen her, und man bekam eine so große Beute, daß man mit dem Zerlegen des Wildbrets bis zum nächsten Tag warten mußte.

Als aber die Rene aus dem Wald gesprungen kamen und auf den Fluß zuliefen, konnte man deutlich ein einzelnes Rentier sehen, das sich vom übrigen Rudel abhob. Es hatte schimmernd weißes Brusthaar, das sich an seinen Flanken nach oben zog, und es glich nicht den anderen.

»Dieses schöne Ren«, sagte das Mädchen, »habe ich während der Beschwörung im Feuer gesehen, und es ist meins.«

Am nächsten Tag gingen alle zum Flußufer, um die erlegten Tiere abzuhäuten und zu zerlegen. Aber nun war da ein junger Mann, der kein anderes Rentier haben wollte als das, was dem jungen Mädchen gehörte. So können Menschen sein. Auf unbegreifliche Weise und ohne Grund können sie das wollen, was sie nicht dürfen. Und so stehen sie ihrem eigenen Glück und dem der anderen im Wege. Alle versuchten, ihn davon abzuhalten, einige drohten ihm, aber nichts half. Der junge Mann behielt das Rentier, und Alarana wollte kein anderes haben.

In derselben Nacht gingen Bruder und Schwester wieder in den Wald zurück, und hier wurden sie wieder zu Renen, die scheu die Stellen mieden, wo die Menschen ihre Zeltlager haben. Und seitdem hat man nichts mehr von den Geschwistern gehört, die bald Rentiere, bald Menschen waren. Aber die Jäger am Fluß, die nicht Alaranas Wunsch erfüllt hatten, hatten seitdem niemals mehr Glück auf ihren Rentierjagden.

### *Eskimo-Märchen*

#### **Der Fuchs und der Wolf**

Ein Fuchs und ein Wolf lebten einmal nebeneinander. Die Kinder des Wolfs pflegten die Kinder des Fuchses zu besuchen und bekamen bei der Gelegenheit jedesmal Rentierfleisch zu essen. Einmal aber hatte der Fuchs weder für sich noch für seine Kinder etwas zu essen. Und als die jungen Wölfe zur Fuchs-

wohnung hinüberriefen, ob sie wieder kommen dürften, sagte der Fuchs: »Kommt nur herein und seht euch das Fett an, das ich kaue!« Der junge Wolf sagte: »Laß es fallen.« Der Fuchs tat es und sagte: »Es ist wie ein Hammer.« Und etwas später: »Es ist wie ein weißer Stein.« Dann sagte er zu dem jungen Wolf, daß er es aufheben und essen möge. Nach einer Weile ging der junge Wolf nach Hause und erzählte seiner Mutter, was geschehen war. Als das Vater Wolf gehört hatte, schrie er ganz laut, so daß der Fuchs ihn hören konnte: »Dein Fleisch besteht aus lauter Steinen! Warum hast du mein Kind zum Narren gehalten?« Die alte Frau Füchsin erwiderte: »Ich habe dein Kind nicht zum Narren gehalten!« Da begannen die Wölfe zu heulen; denn sie entdeckten, daß all ihr eigenes Rentierfleisch in Steine verwandelt worden war. Daher wanderten sie alle fort, und der Fuchs bekam so alles Rentierfleisch der Wölfe.

### *Eskimo-Märchen*

#### **Das Land der Bären und der Wölfe**

Einige Leute fuhren einmal an der Nordküste der Hudson-Straße entlang und kamen an eine Stelle, an der ein paar Menschen lebten. Zwei Kinder waren am Strand. Plötzlich entdeckten sie das Boot. Da liefen sie zu den Hütten und erzählten ihren Eltern, daß Fremde kommen. Die Leute gingen ihnen entgegen und sangen ein paar Lieder. Als sie so sangen, bemerkte einer von ihnen, ein alter Mann, ein junges Mädchen im Boot, das ihn die ganze Zeit über beobachtet hatte. Er bat nun die Eltern, ihm das Mädchen zur Frau zu geben. Die Leute fuhren mit ihrem Boot weiter und ließen das Mädchen zurück. Nachdem das Boot außer Sicht war, band der Alte dem Mädchen einen Riemen um den Leib, so daß er, wenn sie mal wegging, sie immer wieder zu sich zurückziehen und ihre Flucht verhindern konnte. So lebten sie nun zusammen, und nach einiger Zeit bekam die junge Frau ein Kind. Aber immer noch hielt der alte Mann seine junge Frau fest am Riemen. Da er das Oberhaupt der Leute des Wohnplatzes war, wagte niemand sich einzumischen, obwohl alle Leute die junge Frau sehr gern mochten.

Eines Tages luden die Leute den Alten zu einem Seehundessen ein, und während er fort war, gelang es seiner jungen Frau, zu fliehen und dem Weg ihrer Freunde zu folgen. Als der Mann nach Hause kam und entdeckte, daß seine junge Frau nicht mehr da war, brach er auf, um sie zu suchen.

Inzwischen war es Winter geworden, und die junge Frau wanderte auf dem Eis entlang. Tagelang ging sie immer weiter und trug dabei ihr Kind auf dem Rücken. Endlich kam sie zu einem Haus, und man bat sie hereinzukommen. Drinnen waren nur Frauen, die erzählten, daß ihre Männer auf Jagd seien und nicht vor Einbruch des Abends nach Hause kämen. Man gab ihr etwas zu essen und forderte sie auf, sich schlafen zu legen. Sie tat so, als ob sie schlief, und konnte hören, worüber sich die Frauen unterhielten. Die eine, der das Haus gehörte, sagte zu der anderen: »Sie ist jetzt eingeschlafen. Ersteche sie!« Sobald die junge Frau das hörte, zwickte sie ihr Kind und tat so, als wenn sie durch sein Geschrei erwacht wäre. Sie zwickte das Kind immer weiter, und es schrie nun ununterbrochen. Dann sagte sie zu den Frauen, daß das Kind nicht eher mit dem Schreien aufhören würde, bis sie mit ihm vor die Tür gegangen sei und es hin und her getragen hätte. Das sahen die Frauen ein, und als sie draußen war, benutzte sie die Gelegenheit und floh.

Die Leute im Hause aber, die sie für Menschen hielt, waren in Wirklichkeit Wölfe.

Nun wanderte sie weiter an der Küste entlang und kam schließlich zu einem anderen Haus. Sie ging hinein, und obwohl Vorräte und Hausrat in seinem Inneren waren, war niemand zu sehen. Nach einer Weile hörte sie jemand kommen. Sie hatte Angst und versteckte sich hinter der Wandbekleidung des Schneehauses. Aus Furcht, ihr Kind könnte Lärm machen, erstickte sie es mit der Hand. Als die Leute nach Hause kamen, hörte sie sie sagen: »Ich rieche etwas. Hier muß jemand sein.« Die Leute waren Bären. Früh am nächsten Morgen aßen sie ihr Frühstück und gingen auf Robbenfang. Und bald nachdem sie gegangen waren, schlich sich die junge Frau aus dem Hause und ließ ihr totes Kind zurück. Lange wanderte sie umher, bis sie schließlich zu einem Platz kam, auf dem einen Tag vorher Leute gelagert hatten. Das einzige, was diese dort zurückgelassen hatten, war ein Kajakstuhl mit aufgewickelter Harpunenleine. Einige Zeit später sah sie zwei Kajaks ankommen. Die Männer kamen zurück, um den vergessenen Kajakstuhl abzuholen. Als sie die junge Frau sahen, fragten sie sie, woher sie gekommen sei. Als sie ihnen erzählte, wer sie war, hörte sie, daß ihre Eltern gerade einen Tag vorher zur Resolution-Insel gefahren seien. Die Männer legten sie nun auf einen der Kajaks und banden sie ordentlich fest. So wurde die junge Frau zur Insel hinübergepadelt und konnte ihre Eltern wiedersehen.

## Eskimo-Märchen

### Das Land der Wölfe

Zwei Männer waren auf dem Eis, um Robben zu fangen. Da brach das Eis auf, und die Jäger trieben viele Tage auf einer Eisscholle umher. Schließlich gelang es ihnen, die Küste zu erreichen. Sie sahen zwei Schneehäuser, und der eine Jäger ging in das eine, während der andere das zweite Haus betrat. Eins dieser Häuser war größer als das andere. Und der Mann, der dort hineingegangen war, wurde von den Bewohnern angefallen und verschlungen. Obwohl die Bewohner dieses Hauses wie Menschen aussahen, waren sie dennoch Wölfe. Der andere Mann fand in dem Haus, das er betreten hatte, nur eine Frau vor, die Ouearnacsuneark hieß. Als er hereinkam, sagte sie: »Ich rieche einen Menschen!« Und als sie hochschaute und ihn entdeckte, wurde sie sehr böse. Er aber gab ihr ein Messer zum Geschenk und bat sie, ihn als Freund zu behandeln und das Messer ihrem Mann zu geben, wenn er nach Hause kommt. Sie willigte ein und versteckte ihn unter dem Bettzeug und hängte seine Stiefel über die Lampe zum Trocknen auf.

Bald darauf kam einer der jungen Männer aus dem anderen Haus zu ihr herein und sagte: »Ich rieche einen Menschen!« Aber die Frau entgegnete: »Du riechst nur etwas altes Fleisch!« Nach einer kleinen Weile ging der junge Mann wieder heraus und erzählte seinen Leuten, daß er bei der Frau jemand vermute. Darauf ging seine Mutter zu der Frau und sagte: »Ich rieche einen Menschen!« Die Frau aber sagte: »Der Geruch kommt sicher aus deinem eigenen Haus.« Da sah die Mutter des jungen Mannes die Stiefel über der Lampe, die dort zum Trocknen aufgehängt waren, und sie fragte: »Wessen Stiefel sind das?« Quearnacsuneark sagte: »Das sind die Stiefel meines Mannes.« Die andere Frau erwiderte: »Das sind nicht die Stiefel deines Mannes. Die sind rund. Die Sohlen dieser Stiefel aber sind lang.« Am Abend kam der Mann der Frau, die den Fremden in ihrem Bett versteckt hatte, nach Hause. Sobald er eintrat, sagte er: »Ich rieche einen Menschen!« Und er wurde sehr zornig. Als ihm aber seine Frau das Messer gab, wurde er ruhiger. Da kam der Mann unter dem Bettzeug hervor, und der Hausherr versprach ihm seinen Beistand. Bald konnte man wieder einen jungen Mann aus dem anderen Haus kommen hören. Nun gab man dem Gast einen großen Stein und forderte ihn auf, dem jungen Wolf damit auf den Kopf zu schlagen. Der junge Wolf kam herein,

und kaum hatte er die Türschwelle überschritten, da bekam er auch schon einen wuchtigen Schlag über den Schädel und war tot. Später wurde der Körper des Erschlagenen von seinen eigenen Kindern aus dem Haus gezogen und zerlegt. Eins der Kinder nahm etwas von dem Fleisch, kostete es und sagte: »Ich habe immer geglaubt, daß Vater sehr mager sei, aber er ist ziemlich fett.«

Der Gast blieb noch den ganzen Tag über dort. Dann beschloß er, nach Hause zu wandern. Sein Gastgeber gab ihm einen kurzen Stock und sagte ihm, daß er diesen bloß in den Boden zu stecken brauche, wenn er seinen Weg verloren hätte. Und zu der Seite, zu der dann der Stock hinüberfiele, müßte er weiterwandern. Das tat er und erreichte schließlich sein Haus. Kurz vorher aber hatte er sich noch einmal umgeschaut und eine Nebelwolke hinter sich gesehen, die immer näher kam. Er wußte, daß das die Wölfe waren, die ihn verfolgten. Er konnte ihnen aber entkommen, weil er aus allen Kräften zu laufen begann, in sein Haus gelangte und so gerettet war.

### *Finnisches Märchen*

#### **Der Wolf als Grenzwächter**

Es zogen einmal einige Wandersleute die Heerstraße entlang und verloren dabei ein Stück geräucherten Schweinefleisches. Bald nach ihnen kam ein Wolf desselben Weges und packte das Stück Fleisch mit den Zähnen; aber als er merkte, daß es salzig war, spie er es aus und sagte: »Mein Gaumen trachtet nach frischem!« Da erblickte er am Ufer des Flusses eine Sau mit ihren Ferkeln und sprang hinzu, um sie zu würgen. Die Sau legte sich aufs Bitten und sagte: »Friß uns nicht, bis ich meine Kinder getauft habe.« – »Nun gut, taufe sie erst«, sagte der Wolf, auf ihre Bitte eingehend. Da ging die Sau mit ihren Ferkeln in den Fluß; aber von Wiederkehr war keine Rede mehr, sie schwammen hinüber an das andere Ufer. Der Wolf, dem schon der Mund wässerte, hatte nur das Nachsehen und konnte der Sau nichts antun. Darauf ging der Wolf in den Wald und traf dort einen Bock. Diesen packte er an und rief: »jetzt wirst du von allem Jammer und aller Trübsal dieser Erde erlöst, denn ich will dich fressen.« – »Wart nur ein wenig, bis ich dieses Feld ausgemessen habe«, sagte der Bock; »dann magst du mich fressen, wenn dein Sinn danach steht.« Der Wolf war es zufrieden; aber der Bock besann sich nicht lange, sondern suchte in dem nahen Dorfe Schutz. Der

Wolf war ganz erbost, daß ihm der Bock entgangen war, und ging aus, um neue Beute zu suchen. Bald fand er eine Stute mit ihrem Fohlen und rief ihr zu: »Ich will dein Fohlen fressen, du hast ja doch nur Beschwerde davon. Übrigens hast du keine Erlaubnis, in dieser Gegend zu spazieren.« – »Oh, ich habe von meinem Herrn einen Erlaubnisschein erhalten, friß uns nicht, bevor ich dir diesen gezeigt habe«, antwortete die Stute, drehte sich plötzlich um und schlug mit solcher Gewalt aus, daß der Wolf mit zerschmettertem Unterkiefer auf den Rücken flog. Sie selbst suchte mit ihrem Fohlen das Weite.

»Ach! Tor, der ich war!« schrie der Wolf in seinen Schmerzen. »Ich bin ja kein Pfarrer; warum laß ich's zu, daß die Sau die Ferkel taufte? Ich bin ja auch kein Landmesser, daß ich das Feld durch den Bock ausmessen lassen sollte! Bin ich doch auch kein Grenzwächter, daß ich mir den Erlaubnisschein der Stute ansehen sollte!« So lang ist's.

### *Finnisches Märchen*

#### **Lügenmärchen**

Wir hatten einen Herrn, der war ein Geizhals. Er aß sich bei andern satt, aber selbst lud er niemand ein. Wenn er zu Mittag aß, stand ein Wächter an der Tür und paßte auf, daß niemand hereinkam.

Nun gaben sie in einem andern Gehöft ein Gastmahl, wozu auch er eingeladen war. Vier, fünf Herren saßen zusammen und überlegten, wie sie ihn zum besten haben könnten.

Wenn sie ihm nur eine Schüssel voll wegschnappten! Da sagte der Lakai, der hinter seinem Herrn stand: »Ich will ihn zum besten haben, lieber Herr.« Und der Herr sprach zum Lakaien: »Wenn du's kannst, sollst du hundert Taler haben, aber wenn du's nicht kannst, bekommst du hundert Rutenstreiche.« Der Lakai sprach: »Laßt den Herrn hierherkommen und sagt zu ihm: „Mein Bursch will Euch zum besten haben!“ Dabei wettet um dreihundert Rubel.« Sie riefen den Herrn und sagten zu ihm. »Der Bursch hier will Euch zum besten halten.« Da sprach der Herr: »Das wird ihm nicht gelingen«, und er machte vor allen die Wette! Es war aber so verabredet, daß er nicht sagen durfte: »Das ist nicht wahr!« Nun, der Lakai begann: »Mein Vater hatte drei Söhne, da ich der älteste davon war, habe ich von meinem Vater nichts bekommen als einen klapprigen Gaul. Ein Beil



hatte ich selbst. Ich steckte das Beil in den Gürtel und ging hin, um nach meinem Pferd zu sehen. Das Pferd wollte sich losreißen. Ich guckte, da hatten die Wölfe das halbe Pferd aufgefressen. Da griff ich zu meinem Beil, schlug einen Wolf tot, nahm sein Fleisch und drückte es dem Pferde an. Es klebte fest, und das Pferd wurde wieder gesund.« Da fragte er den Herrn: »Glaubt Ihr das?« – »Ja«, sagte der Herr.

»Dann ritt ich nach dem Wald, das Pferd fing an, langsam zu gehen, schließlich konnte es nicht mehr vom Fleck. Ich sah hinter mich, da wuchs dem Pferd aus dem Hinterteil ein Baum, so lang, daß der Gipfel bis in den Himmel reichte. Ich kletterte an dem Baum in die Höhe und kletterte so lange, bis ich im Himmel war.« Wieder fragte er den Herrn: »Glaubt Ihr das?« – »Ja«, sagte der Herr.

»Dort habe ich den und den gesehen«, erzählte der Lakai. Der Herr fragte: »Hast du auch meinen Vater gesehen?« »Ei, freilich!« – »Was macht er denn dort?« – »Er hütet die Schweine.« Da sagte der Herr: »Du hast mich zum besten.« Und der Lakai rief: »Das Geld ist mein, ich hab ihn zum besten gehabt.« Der Herr redete dagegen, aber die andern standen auf der Seite des Lakaien. Da war nichts zu machen. Die Wette mußte er zahlen, dreihundert Rubel.

### *Estnisches Märchen*

#### *Der Fuchs, der Wolf und der Bär*

Die Festtage kamen heran. Der Fuchs, der Wolf und der Bär hielten Rat: sie wollten Butter stehlen gehn. Sie gingen zum Keller, scharrten ein Loch aus und trugen zwei Bütten voll Butter davon. Die eine schleckten sie gleich aus, die andere sparten sie sich für die Festtage auf. Dann gingen sie in ihre Waldhöhle zurück.

Am ersten Tage sprach der Fuchs: »Man hat mich heute zu einem Taufschmaus geladen!«

Er ging in den Wald zur Butterhütte, fraß das Obere auf und kehrte zurück.

Die andern fragten gleich, wie das Kind getauft worden sei. Der Fuchs antwortete: »Es wurde getauft: „Oberes“!«

Das bedeutete, daß er das Obere aus der Butterbütte aufgefressen hatte.

Am zweiten Tage wollte der Fuchs abermals zu einem Taufschmaus. Er ging jedoch zum Butterfaß und fraß die Butter bis zur Hälfte auf. Zu Hause fragten ihn die anderen: »Wie wurde heute das Kind getauft?«

Der Fuchs antwortete: »Bis zur Hälfte!«

Das bedeutete, daß der Fuchs die Butterbütte bis zur Hälfte geleert hatte.

Am dritten Tage sprach der Fuchs: »Man hat mich heute wieder zu einem Taufschmaus geladen!«

Er ging zur Bütte und fraß die Bütte leer.

Als er zurückkam, fragten ihn die anderen: »Welcher Name wurde denn heute dem Kinde gegeben?«

Der Fuchs antwortete: »Leer!«

Bald brachen die Festtage an. Man ging zur Butterbütte. Die Bütte aber war leer. Der Fuchs hatte gleich einen Vorschlag: »Legen wir uns in die Sonne schlafen. Aus wessen Schnauze Fett tropft, der hat alles aufgefressen!«

Die andern waren's zufrieden, und sie legten sich alle an jener Stelle schlafen.

Als Bär und Fuchs schliefen, stand der Wolf auf und rieb seine Schnauzenspitze recht sauber, damit ja kein Fett da heraustropfe. Dann ging er wieder schlafen.

Nun stand der Fuchs auf, kratzte aus der Bütte die Butterreste und schmierte ganz leise die Schnauze des Wolfs mit Butter ein. Die Sonne schien heiß und brachte die Butter zum Schmelzen. Die Schnauze des Wolfs sah nun so recht fettig aus.

Als man aufstand, sah man nach, wessen Schnauze fettig sei. Es war nicht die Schnauze des Fuchses, auch nicht die des Bären – sieh, es war die Schnauze des Wolfs. Was war da zu machen? Der Wolf hatte eben die Butter gestohlen.

Der Wolf schämte sich so stark, daß er den Schwanz einzog und in den Wald davonschlich. Seit jener Zeit meidet der Wolf sowohl den Fuchs als den Bären, so sehr schämt er sich des Namens eines Butterdiebes.

*Estnisches Märchen***Das Pferd und der Wolf**

Einmal weidete auf einem Felde ein Pferd. Plötzlich kam aus dem Walde der alte Strauchwilhelm herangeschlichen. Als er das Pferd sah, bekam er gleich starke Lust, es zu fressen. Das Pferd aber bat den Wolf: »Lieber Nachbar, laß mich noch dieses Mal leben, denn du siehst ja selbst, daß ich sehr mager bin. Mein Fleisch taugt noch nicht zum Essen. Erlaube mir noch ein paar Tage, mich zu mästen.«

Der Wolf war's zufrieden, und ließ das Pferd für dieses Mal ungeschoren. Am nächsten Tage kam der Wolf wieder zurück, ging zum Pferde und fragte: »Bist du jetzt fett?« Das Pferd aber bat ihn wiederum: »Lieber Strauchwilhelm, ich bin noch gar nicht fett! Laß mich noch ein paar Tage mich mästen!«

Das alte Buschkalb gab auch diesmal nach, sagte aber dabei: »Wart denn bis morgen, länger laß ich dich aber nicht mehr am Leben, denn sonst muß ich Hungers sterben!« Am Abend ging das Pferd nach Hause und erzählte dem Hausherrn, was ihm mit dem Wolfe passiert war. Der Hausherr ließ das Pferd sofort mit neuen scharfen Hufeisen beschlagen und band in seinen Schwanz einen Knoten. So ging das Pferd aufs Feld, um den Wolf zu erwarten.

Der Wolf ließ auch nicht lange auf sich warten, sondern war zeitig am Platz. Er ging zum Pferde und fragte: »Bist du jetzt fett?«

»Jawohl!« antwortete das Pferd.

»Von welchem Ende soll ich anfangen dich zu fressen?« fragte der Wolf.

»Vom Schwanz!« antwortete das Pferd.

Der Wolf biß sofort in den Schwanz hinein, das Pferd aber jagte augenblicklich davon. Da der Schwanz geknotet war, so konnte der Wolf seine Zähne nicht mehr herauskriegen, sondern blieb am Schwanze hängen. Das Pferd aber keilte fortwährend nach hinten aus und schlug das Buschkalb binnen kurzem derart zuschanden, daß es schließlich den Geist aufgab.

Als das Pferd das Haustor erreichte, hockte die Espenwaldwirtin (die Häsin) neben dem Tor. Als sie den toten Wolf am Schwanze des Pferdes sah, da rief sie: »Jetzt habe ich einen Feind weniger, der Strauchwilhelm kann mich nicht mehr plagen!« Vor

Freude darüber lachte die Häsin so unbändig, daß ihre Lippe platze, und lief dann in den Wald. Den toten Wolf aber nahm der Bauer vom Pferdeschwanz ab, zog ihm das Fell herunter und machte sich daraus einen warmen Pelz.

### *Estnisches Märchen*

#### **Die Tiere gehen zur Beichte**

Es war einmal eine Frau, die hatte eine Katze. Die Frau sammelte Milch und sammelte so lange, bis sie einen großen Topf gefüllt hatte. Die Katze kam und stieß den Topf um mitsamt der Milch. »Ich Ärmste«, jammerte die Katze, »was soll ich nun anfangen, wie soll ich Verzeihung erlangen für diese Sünde? Was wird da andres helfen, ich will gehn, meine Sünden wiedergutmachen!«

Die Katze ging fort, um zu beichten, und geriet in den Wald; da kam ihr der Hase entgegen, der wünschte ihr einen guten Tag: »Sei begrüßt, Gvatterin, wohin gehst du?« »Sei selbst auch begrüßt! Wohin ich geh? Ich lebte bei einer Frau, die Frau sammelte Milch, füllte einen ganzen Topf, ich Ärmste stieß ihn um, und nun gehe ich zur Beichte.« – »Ah, zur Beichte! Dann laß mich auch mitgehn!« – »Was hast du denn verbrechen?« – »Ich räumte im Hafer eines Wirtes auf; ein Hahn kann da jetzt dem andern zujodeln!« – »In diesem Falle komm nur mit!«

Sie gingen und gingen, da begegnete ihnen der Fuchs: »Seid begrüßt, Katze und Hase, wohin eilt ihr?« – »Zur Beichte eilen wir!« – »Wirklich zur Beichte! Was bedrückt denn euch das Herz?« – »Ich stieß meiner Hausfrau die Milch um!« »Ich fraß einem Wirt den Hafer weg.« – »Oh, Gvatterchen, laßt mich auch mitgehn! Mein Herz ist mir auch schwer, ich traf auf eine große Herde Gänse und biß allen den Hals durch!« – »Komm nur mit!«

Da gingen sie nun zu dreien, sie gingen und gingen; da kam ihnen der Wolf entgegen: »Wünsche einen guten Tag, Gvatterchen, wohin geht ihr so zu dreien?« – »Wir gehn zur Beichte, haben viel verbrechen –; ich stieß meiner Hausfrau die Milch um –; ich fraß einem Wirt den Hafer weg –; ich biß Gänsen den Hals durch.« – »Dann laßt mich auch mitgehn; es war eine prächtige Kuh, die riß ich nieder.« Sie gingen nun zu vieren, da kam ihnen der Bär entgegen; der wollte auch mit.– »Es war ein herrlicher Hengst, dem habe ich den Garaus gemacht.«

Da gingen sie nun alle und kamen zu einem großen tiefen Grabe, und über das Grab hinweg lag eine Stange. Die Katze sagte: »Wer auf der Stange über das Grab kommt, der hat seine Sünden gutgemacht.« Die Katze machte selbst den Anfang und war hinüber wie der Wind. Der Hase ihr nach, fiel aber in das Grab. Dann schritt der Fuchs hinüber: bis zur Hälfte kam er, da glitt er hinein. Der Wolf kletterte auf die Stange: er schlug mal mit dem Schwanz, da lag er schon drin. Der Bär versuchte auch sein Glück, doch hatte er kaum die Vordertatzen auf der Stange, da war er schon auf die anderen gefallen mitsamt der Stange.

So lebten sie nun einige Zeit im Graben, da fing der Hunger an, sie zu plagen. Was nun beginnen? Der Fuchs half aus der Verlegenheit: »Wir wollen singen! Wer die leiseste Stimme hat, den fressen wir auf.« Prächtigt! Sie fingen an zu singen: der Bär brüllte so auf, daß der Sand von den Wänden rieselte, der Wolf heulte, daß die anderen taub wurden; was konnte neben ihnen der Hase mit seinem Gepiepse! Der Hase wurde verspeist. Der Fuchs hatte überhaupt den Mund nicht aufgetan, er hörte zu und gab das Urteil ab, wie die Stimmen der andern geklungen hatten.

Mit dieser Nahrung lebten sie einige Tage, da stellte sich wieder das alte Übel ein: der Hunger. Sie fingen wiederum an zu singen. Der Bär brummte wohl so, daß der Boden erzitterte, doch die Stimme des Wolfes ist schriller: der Bär wurde verspeist. Der Fuchs, das schlaue Tier, fraß, soviel er nur konnte, außerdem stopfte er noch von des Bären Eingeweiden unter seinen Sitz.

So lebten sie wiederum einige Tage, da fing der Wolf an zu jammern: »Füchschen, Gvatterchen, der Magen knurrt, ich möchte was zum Fressen!« – »Wie soll ich dir helfen, ich selbst fresse schon meine eignen Eingeweide!« Mit diesen Worten holte er unter seinem Sitz des Bären Darm heraus und verspeiste ein Stückchen. »Füchschen, Brüderchen, laß mich auch davon schmecken!« – »Meinetwegen, Onkelchen, ich geb dir vom eignen Körper, das wirst du mir nicht vergessen!« Der Fuchs gab dem Wolf ein Endchen vom Darne, und jener verschlang es gierig – der Fuchs wollte nichts mehr geben und sagte: »Nimm von den deinigen!« – Der Wolf hatte an der Speise Geschmack gefunden; er fing an, die eigenen Gedärme herauszureißen, und endete auf der Stelle.

Der Fuchs blieb allein nach und verspeiste den Wolf; er saß und saß; wie lange aber willst du ohne Essen sitzen! Was nun anfangen? Da sah der Fuchs: ein Star hüpfte am Rande des Grabes; er fing an, dem Star zu drohen: »Hör einmal, Star! Sieh zu, daß du mich aus dem Grabe schaffst, sonst freiß ich deine Jungen bis auf

das letzte!« – »Aber wie soll ich dich herausschaffen?« – »Hol Ästlein, wirf Reisig!« Der Star schleppte und schleppte, daß ihm die Augen quollen, bis das Grab gefüllt war und der Fuchs hinauskonnte.

»Hör du, Star, gib mir was zu fressen, sonst freß ich deine Jungen!« – »Wo soll ich was hernehmen?« – »Sieh, da geht eine Mutter mit ihrem Sohn zur Taufe, die trägt in einer Schale Kuchen. Flieg ihnen um den Kopf, immer um den Kopf, dann legt die Mutter den Kuchen nieder und geht eine Rute schneiden.«

Der Star flog und flog, die Frau ging, eine Rute zu schneiden, um den Star zu jagen; unterdessen besorgte der Fuchs den Kuchen.

»Hör du, Star, schaff mir zu trinken, sonst freß ich deine Jungen!« – »Wie soll ich das anfangen?« – »Sieh, da fährt ein Mann zur Hochzeit, ein Faß Bier hat er auf dem Wagen; flieg um den Zapfen des Fasses, der Mann schlägt nach dir und schlägt zugleich den Zapfen heraus.« Der Star flog um den Zapfen, der Mann scheuchte ihn mit der Peitsche und schlug den Zapfen heraus: das Bier strömte im Bogen hervor wie nur je aus dem Spundloch; der Fuchs pumppte sich den Magen voll, nahm sich auch den Kopf voll.

»Hör du, Star, jetzt schaff mir, worüber ich lachen kann, sonst freß ich deine Jungen!« – »Aber wie soll ich das machen?« »Sieh mal, da drischt ein Vater mit seinem Sohn; flattere um den Kopf des Vaters, nur immer um den Kopf des Vaters; der Sohn langt nach dir mit dem Dreschflegel, schlägt dabei dem Vater um die Ohren – dann hab ich zu lachen genug.« Der Star flatterte um den Kopf des Vaters, der Sohn wollte ihn vertreiben und versetzte dabei dem Vater einen gesalzenen Hieb: der Fuchs klatschte vor Freude mit den Tatzen und lachte so, daß ihm der Magen zitterte.

»Hör du, Star, jetzt sieh zu, daß ich springen kann!« »Aber wie soll ich das machen?« – »Wir wollen aufs Gut! Da wart ich hinter dem Zaun, du gehst hinein und rufst: „Laßt die Windhunde los, die Windhunde laßt los, der Fuchs ist hinter dem Zaun!“ – dann kann ich springen, soviel das Herz nur begehrt.« Sie gingen beide aufs Gut, der Fuchs blieb hinter dem Zaun, der Star rief die Windhunde heraus. Die kamen alle mit Gesaus und Gebraus und fingen an, dem Fuchse nachzujagen; sie jagten und jagten, doch ohne Erfolg der Fuchs verschwand wie der Wind und rettete sich in seine Höhle.

In der Höhle fragte er seine Füße: »Was tatet ihr zu meiner Rettung?« – »Wir gruben, wir gruben, damit der Fuchs davonkäme.« – »Aber ihr Hinterfüße, was tatet ihr?« – »Wir spran-

gen, wir sprangen, damit der Fuchs davonkäme.« – »Aber ihr Augen?« – »Wir wiesen getreulich den Weg, damit der Fuchs davonkäme.« – »Aber du, Nase, was tatest du?« – »Ich schnupperte, ich roch, damit der Fuchs in seine Höhle käme.« – »Aber ihr Ohren?« – »Wir hörten nur und hörten, woher Gefahr käme.« – »Nun, und du, Schwanz?« – »Ich schlug an die Bäume, ich zerrte am Gesträuch, damit man den Fuchs finge.« – »Aha, also das tatest du! Da hast du, Hund, friß den Schwanz auf!« Der Fuchs steckte den Schwanzbüschel aus der Höhle, da wartete auch gerade ein Hund, der schnappte zu, fraß den Schwanz und auch den Fuchs.

### **Litauisches Märchen**

#### **Dummbart und der Wolf**

Es lebte einst ein König, der mit zunehmendem Alter erblindete. Er hatte drei Söhne; die beiden älteren waren gescheit, der jüngste aber war dumm, deshalb nannten ihn alle Dummbart.

In des Königs Garten stand ein Apfelbaum, der saftige, rotbackige Äpfel trug. Ein Diener mußte dem König jeden Tag einen davon pflücken und dabei nachsehen, ob auch keine Frucht fehle. Eines Morgens entdeckte der Diener, daß über Nacht ein Apfel gestohlen worden war. Er meldete es dem König, und der beauftragte seinen ältesten Sohn, die folgende Nacht im Garten zu wachen, ob der Dieb nochmals käme.

Der älteste Sohn tat, wie sein Vater befohlen hatte, doch mit der Zeit fielen ihm die Augen zu. Am nächsten Morgen fehlte wieder ein Apfel, und der König grollte seinem ältesten Sohn, daß er nicht besser aufgepaßt hatte.

Die Nacht darauf schickte er den zweiten Sohn, aber auch er schlief ein und merkte nichts davon, was in der Nacht vor sich ging. Am nächsten Morgen meldete der Diener abermals den Diebstahl eines Apfels, und der König schalt den zweiten Sohn wegen seiner Unachtsamkeit.

Nun bat der jüngste Sohn, die dritte Nacht wachen zu dürfen. Doch der alte König sprach: »Haben deine älteren Brüder den Dieb nicht gefangen, so wirst du erst recht nichts ausrichten!« Aber der Dummbart bat seinen Vater so herzlich, daß er ihm schließlich die Erlaubnis gab.

Als die Nacht hereinbrach, nahm der Dummbart sein Gewehr und versteckte sich hinter einem Gebüsch nahe dem Apfelbaum. Er setzte sich so, daß er sich, sobald er einnickte und zur Seite sank, an den Dornen stach, was ihn sofort wieder aus dem Schlaf riß.

Es mochte Mitternacht sein, als er Flügelschlagen hörte. Ein großer Vogel, der ein mildes Licht verbreitete, ließ sich in der Krone des Apfelbaumes nieder. Der Dummbart legte an, zielte und schoß dem Vogel eine Feder ab, worauf sich dieser jäh in die Lüfte hob und davonflog.

Am frühen Morgen schon brachte der Dummbart dem Vater die Feder. Als er sie dem König vorhielt und dieser sie belastete, konnte er plötzlich wieder ein ganz klein wenig sehen. Vielleicht würde ihm sein Augenlicht wieder völlig zurückgegeben werden, wenn er den ganzen Vogel besäße? Er ließ seine beiden anderen Söhne rufen und bat sie, auszuziehen und den Vogel zu suchen. Den Dummbart wollte er zuerst nicht mitgehen lassen, da er aber so sehr bat, gab er endlich doch nach.

Sobald die Reisevorbereitungen beendet waren, bestiegen die drei Söhne ihre Pferde. Sie ritten den ganzen Tag, und als die Dämmerung hereinbrach, kamen sie an einem Gasthaus vorbei. Sie hielten an und fragten, ob sie zur Nacht bleiben könnten, und die Wirtin bat sie herein. Bei Tisch bediente der Dummbart seine Brüder, und die Wirtin, eine Witwe, fand Gefallen an dem Burschen. Da sie obendrein gern die viele Arbeit mit jemandem geteilt hätte, fragte sie den Dummbart, ob sie nicht Mann und Frau werden könnten. »Ich will's mir überlegen«, antwortete der Dummbart, »jedoch muß ich zuerst noch einen Auftrag erledigen. Gib mir irgendein Andenken, damit ich's auf der Reise nicht vergesse!«

Die Witwe überreichte ihm ein Scherchen und sagte: »Mit dieser Schere brauchst du nur einmal zu schnipsen, und schon ist ein neues Kleid fertig!«

Dummbart dankte ihr, und am Morgen setzten die drei Brüder ihren Weg fort. Sie rasteten den ganzen Tag nicht, und als es Abend wurde, hielten sie müde vor einer Wirtschaft. Sie erhielten von der Wirtin ein Nachtlager, und bei Tisch machte der Dummbart für seine Brüder wieder den Diener. Der Wirtin, die verwitwet war, gefiel der Bursche, und da ihr die Arbeit schon seit langem allein zu mühselig geworden war, fragte sie den Dummbart, ob sie nicht heiraten könnten. Der Dummbart antwortete: »Das wäre vielleicht gar nicht schlecht, doch muß ich zuerst noch mit meinen Brüdern eine Sache erledigen. Gib mir ein Andenken, daß ich's unterwegs nicht vergesse!«

Die Witwe holte ein Messer, gab es ihm und sprach: »Mit diesem Messer brauchst du nur auf dem Tisch hin und her zu streichen, dann deckt er sich mit dem herrlichsten Braten!«

Der Dummbart nahm das Geschenk dankend an, und am nächsten Morgen ging die Reise weiter. Den ganzen Tag hielten sie



keine Rast, erst gegen Abend kehrten sie in einer Wirtschaft ein und baten um Nachtlager. Die Wirtin nahm sie auf, und der Dummbart bediente beim Essen wieder seine Brüder, obwohl er von dem langen Ritt genauso müde war wie sie.

Auch diese Wirtin, die ebenfalls Witwe war, fand Gefallen an dem Burschen, und sie machte ihm den gleichen Vorschlag wie die beiden Wirtinnen an den Abenden zuvor. Der Dummbart sagte weder ja noch nein, meinte aber, er wolle es sich überlegen. Er bat auch sie um ein Andenken, daß er auf der langen Reise nicht darauf vergäße.

Die Wirtin schenkte ihm ein Trinkschälchen und sprach: »Du brauchst nur an das Schälchen zu klopfen, dann stehen gleich allerlei wohlschmeckende Getränke auf dem Tisch!« Der Dummbart steckte auch dieses Geschenk dankend ein, und am nächsten Morgen setzten die drei Brüder gestärkt ihren Weg fort. Unterwegs kamen sie an eine Kreuzung, und sie beschlossen, sich hier zu trennen. »Ich nehme den Weg, der nach rechts führt«, sprach der Älteste. »Ich nehme den Weg, der nach links führt«, sprach der Mittlere. Dem Dummbart blieb demnach der Weg, der geradeaus weiterführte, und auf dem ritt er denn auch immer zu. Die Wege der älteren Brüder führten zu Schlössern, der Dummbart aber gelangte in einen Wald, wo sich ihm ein Wolf in den Weg stellte. »Steig ab und begrab mir meinen Vater!« forderte ihn der Wolf auf, doch der Dummbart antwortete: »Ich habe keine Lust abzusteigen!« »Steig ab und begrab mir meinen Vater«, hub der Wolf aufs neue an, »dann will ich auch dein Freund sein!« Also stieg der Dummbart endlich ab, nahm die Schaufel, die ihm der Wolf zeigte, und grub an der angegebenen Stelle ein Loch. Als er die Arbeit getan hatte, kehrte er zu seinem Pferd zurück, aber in der Zwischenzeit hatte es der Wolf verschlungen. Der Dummbart fuhr zornig auf den Wolf los: »Du bist mir ein rechter Freund! Ich mach für dich die Arbeit, und du frißt währenddessen mein Pferd! Wie soll ich nun jemals den Auftrag meines Vaters ausführen?«

»Wie lautet dein Auftrag?« erkundigte sich der Wolf. »Ich soll jenen Vogel beschaffen, der ein mildes Licht um sich verbreitet; er kam eines Nachts in meines Vaters Garten und stahl einen Apfel.« »Mach dir nur keine Sorgen«, sagte der Wolf, »ich kenne den Ort, wo du diese Art Vögel findest. Steige nur auf meinen Rücken, ich werde dich hintragen!«

Nun ging es quer durch den Wald, über Felder und Wiesen, bis sie vor ein Schloß kamen. Der Wolf hielt an, hieß den Dummbart absteigen und sagte: »In diesem Schloß wirst du drei Vögel in Käfigen finden. Gleich hinter dem Eingang wirst du einen

Vogel sehen, der ist schön, im nächsten Raum einen, der noch schöner ist, und im dritten Raum einen, der am schönsten von allen ist. Nimm aber den ersten, sonst wirst du bei deinem Diebstahl ertappt werden!«

Der Dummbart betrat das Schloß, besah sich alle Vögel, doch fand er den dritten so wunderschön, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte und ihn mitnahm. Gleich erschien der Schloßherr und rief: »He, Bursche, was machst du da?« »Ich stehle einen Vogel«, antwortete der Dummbart offenherzig.

Der Herr nahm ihm den Käfig ab und fragte: »Verstehst du dich gut aufs Stehlen?« »O ja«, erwiderte der Dummbart, »ich habe es darin zu einer gewissen Fertigkeit gebracht.« »So geh zu dem und dem Schloß und stehle mir einen der drei Schimmel, dann will ich dir einen meiner Vögel geben!«

Der Dummbart war einverstanden, kehrte zum Wolf zurück und erzählte ihm, was der Schloßherr von ihm verlangte.

»Gut, steig auf, ich will dich zu jenem Schlosse tragen«, erwiderte der Wolf.

Wieder ging's querfeldein, und als sie vor dem Schloß ankamen, sprach der Wolf: »Aber denke daran, gleich den vordersten Schimmel zu nehmen!«

Der Dummbart schlich in den Stall und sah die drei Schimmel: Der erste war schön, der zweite noch schöner, aber der dritte war so herrlich, daß er die Worte des Wolfes vergaß und den dritten losband. Aber als er ihn zur Stalltür hinausführen wollte, eilte der Schloßherr herbei und fragte entrüstet:

»Holla, was machst du da?« »Ich stehle deinen Schimmel«, antwortete der Dummbart treuherzig.

Der Herr nahm ihm das Pferd weg und fragte: »Verstehst du dich aufs Stehlen?« »O ja!« erwiderte der Dummbart. »Dann geh zu dem und dem Schloß, dort lebt eine wunderschöne Jungfrau, die zeit ihres Lebens noch nie einen Mann zu sich ließ. Raub mir die Jungfrau, und du sollst den Schimmel haben!«

Der Dummbart kehrte zum Wolf zurück und berichtete ihm, was der Schloßherr von ihm verlangte. »Setz dich nur auf«, erwiderte der Wolf, »Ich weiß, wo jenes Fräulein zu finden ist!«

Unterwegs besorgte sich der Dummbart Mädchenkleider. Vor dem Schloß des Fräuleins angekommen, streifte er sie über, ging zur Wirtschaftlerin und fragte, ob man bei Hofe nicht ein Hirtenmädchen benötige. Die Wirtschaftlerin meinte, daß man das Mädchen gut gebrauchen könne, führte es aber zunächst zum Fräulein, um deren Erlaubnis einzuholen. Das Fräulein blickte prüfend in des Dummbarts Gesicht und sagte mißtrauisch: »Ich müßte mich doch sehr wundern, wenn du wirklich ein Mädchen

bist, du hast ganz und gar das Gesicht eines Knaben!« Der Dummbart gab's nicht zu, aber das Fräulein ließ die Wirtschaftlerin genauer nachsehen, und da kam die Wahrheit doch heraus. Der Dummbart wurde zwar nicht fortgeschickt, aber er bekam recht harte Arbeit zu verrichten.

Eines Mittags, als der Dummbart in der Gesindestube bei Tisch saß, sagte er zu den anderen: »Warum sollen wir immer so zerlumpt herumlaufen, wartet, ich will uns neue Kleider besorgen!« Er ging herum und schnipste bei jedem mit seinem Scherchen, und am Ende hatten alle feine Kleider am Leibe. Als die Wirtschaftlerin das Essen hereintrug, blieb ihr vor Staunen der Mund offen, und sie lief fort, dem Fräulein davon zu berichten. Das Fräulein eilte gleich in die Gesindestube, um das Wunder mit eigenen Augen zu sehen.

»Wer hat euch die feinen Kleider geschneidert?« fragte es verwundert.

»Ich«, antwortete der Dummbart. »Wie hast du das zuwege gebracht?« »Ganz einfach«, erwiderte der Dummbart, »ich habe da so ein Scherchen, mit dem mache ich „schnips“ – und schon ist das Kleid fertig!«

»Das ist ja wunderbar!« rief das Fräulein entzückt. »Wenn ich dich sehr darum bitte, würdest du mir dann dein Scherchen schenken?«

»Unter einer Bedingung«, antwortete der Dummbart, »wenn du mir deine Beine bis zu den Knien nackend zeigst!«

»Das geht nicht!« rief empört das Fräulein, »noch nie hat ein Mann meine Beine unbedeckt gesehen!« »Aber was ist denn dabei«, redete die Wirtschaftlerin dem Fräulein gut zu, »zeigt ihm doch Eure Beine bis zu den Knien, dann ist das Scherchen Euer, und Ihr könnt Euch Kleider machen, so viel Ihr wollt, ohne Euch mit den Schneidern herumärgern zu müssen!«

Das Fräulein sah ein, daß sich hier eine einzigartige Gelegenheit bot. Es zierte sich nicht länger, nahm den Dummbart mit auf sein Zimmer und zeigte ihm, was er sehen wollte. Darauf erhielt es das Scherchen, und der Dummbart ging wieder an die Arbeit.

Am nächsten Tag, als die Wirtschaftlerin mittags das Essen auftrug, sprach der Dummbart: »Wartet ein wenig! Warum sollen wir immer diesen Borschtsch hinunterwürgen! Ich will euch ein besseres Mahl bereiten!« Er zog sein Messer hervor, strich damit ein paarmal auf dem Tisch hin und her, und alsbald deckte sich köstlich duftender Braten auf. Das Gesinde machte sich hocherfreut über den Braten her, und die Wirtschaftlerin konnte ihre Roterübensuppe gleich wieder wegnehmen; niemand nahm Notiz davon. Eilends begab sie sich zum Fräulein, berichtete aufge-

regt, daß man in der Gesindestube Braten esse und ihren Borschtsch keines Blickes würdige. Das Fräulein ging hinunter, um sich selbst davon zu überzeugen. »Wer hat diese Mahl beschafft?« fragte es. »Ich«, antwortete der Dummbart. »Wie hast du's fertiggebracht?« »Ich habe ein Messerchen, mit dem muß ich nur über den Tisch streichen, und schon decken sich die schönsten Braten auf!«

»Laß mich's einmal sehen!« bat das Fräulein.

Der Dummbart strich ein paarmal hin und her, und gleich dampften einige Braten mehr auf dem Tisch. »Würdest du mir dein Messerchen schenken?« fragte das Fräulein.

»Ich will es dir schon geben«, erwiderte der Dummbart, »aber nur unter der Bedingung, daß mir deine Beine bis zur Hüfte hinauf nacktend zeigst!« »Das ist ja allerhand!« rief das Fräulein empört, »noch nie hab' ich es mit einem Mannsbild zu schaffen gehabt, und da kommst du und willst mich bis zu den Hüften nacktend sehen!«

»Gut, dann nicht«, sagte der Dummbart in aller Ruhe, »dann behalte ich eben mein Messerchen.« »Seid nicht töricht«, begann die Wirtschafterin auf ihre Herrin einzureden, »überlegt, was Ihr ausschlage! Um wieviel weniger hätten wir zu arbeiten! Ein paarmal hin und her gewischt, und schon stünde das feinste Essen auf dem Tisch! Zeigt ihm doch, was er will! Was ist denn schon dabei, wenn er Euch bis zu den Hüften sieht!«

Das Fräulein gab nach. Es zeigte dem Dummbart auf seinem Zimmer, was dieser zu sehen wünschte, und erhielt das Messer dafür.

Am nächsten Tag, als sich das Gesinde wieder am Mittagstisch versammelt hatte, schüttete der Dummbart den gefüllten Wasserkrug aus und rief: »Leute, habt ihr nicht Lust, etwas Besseres zu trinken?« Er zog sein Trinkschälchen aus der Tasche, klopfte ein paarmal daran, und alsbald standen die verschiedensten Getränke zur Auswahl auf dem Tisch. Die Wirtschafterin holte gleich wieder das Fräulein herbei, diese besah sich und kostete die herrlichen Getränke und fragte:

»Wer hat sie beschafft?«

»Ich«, antwortete der Dummbart.

»Und wie hast du's diesmal angestellt?«

»Ich habe ein Trinkschälchen, und wenn ich daran klopfe, stellen sich die feinsten Getränke auf den Tisch.« »Zeig es mir!« sagte das Fräulein.

Der Dummbart klopfte ein wenig an dem Schälchen herum, und gleich gesellten sich noch mehr Getränke dazu. »Schenk mir das Schälchen«, bat das Fräulein.

»Ich will es dir gern geben«, antwortete der Dummbart, »wenn du mich eine Nacht bei dir schlafen läßt!« »Was bist du für ein dreister Kerl!« rief das Fräulein entrüstet, »noch niemals hab' ich mit einem Manne etwas zu schaffen gehabt!«

»Gut«, sagte der Dummbart gleichgültig, »dann bleibt das Schälchen eben in meinem Besitz!«

Und wieder redete die Wirtschafterin auf das Fräulein ein, beschwor es, sich das Schälchen doch nicht entgehen zu lassen und der Bitte des Burschen nachzugeben. Endlich willigte das Fräulein ein, der Dummbart durfte die Nacht bei ihr schlafen. Am nächsten Morgen nannte es das Schälchen sein eigen.

Der Dummbart diente noch eine Weile am Hofe, dann gestand er dem Fräulein, daß er es lieb habe, und bat es, seine Frau zu werden und mit ihm nach Hause zu kommen. Das Fräulein hatte den Dummbart ebenfalls ins Herz geschlossen und sagte ja. Es packte einige Sachen zusammen, verwahrte Schere, Messer und Schale sorgsam in einem Bündel und brach mit seinem Bräutigam auf, ohne zu wissen, wohin es ging. Draußen vor dem Schloß wartete der Wolf dort, wo der Dummbart ihn zurückgelassen hatte. »Wer ist denn das?« fragte das Mädchen. »So sehen in unserer Heimat die Pferde aus«, gab der Dummbart zur Antwort. »Steig nur auf, er wird uns nach Hause tragen!«

Der Wolf trug sie bis zu dem Schloß, wo der Herr mit den Schimmeln auf das Fräulein wartete. Weit genug vom Schloßtor entfernt, hielt der Wolf an und sagte: »Verschafft mir Frauenkleider, dann will ich mir einen Schleier vors Gesicht ziehen und vorgeben, das Fräulein zu sein. Du, Dummbart, wirst mich ins Schloß führen und dem Herrn sagen, er müsse mich vorerst ein paar Stunden allein lassen, da ich sehr männerscheu sei und sonst vor ihm einen zu großen Schreck bekäme.«

Mit Hilfe des Scherchens waren schnell Frauenkleider beschafft, und der Dummbart geleitete den verkleideten Wolf ins Schloß. Der Herr ließ das vermeintliche Fräulein in ein vorbereitetes Gemach führen und versprach dem Dummbart, seiner Bitte nachzukommen und das Mädchen einige Stunden allein zu lassen. Sehr beglückt schenkte er dem Dummbart eine Kutsche und ließ ihm nicht nur einen, sondern gleich zwei Schimmel vorspannen. Draußen vor den Toren des Schlosses half der Dummbart dem echten Fräulein in den Wagen und fuhr mit ihm davon. Der Schloßherr hielt sein Versprechen und wartete eine ganze Weile, doch als er endlich das Zimmer betrat, war das Fräulein – schwups! – zur Tür hinaus und auf und davon.

Draußen vor dem Schloßtor entledigte sich der Wolf seiner Frauenkleider und lief der Kutsche hinterher. Bald hatte er sie eingeholt, und nun fuhren sie zu dritt weiter.

Vor den Toren des nächsten Schlosses, in welchem der Herr mit den Vögeln wohnte, sprach der Wolf: »Verkleidet mich mit Hilfe des Scherchens in einen Schimmel! Dann führe du mich, Dummbart, in den Stall und sage dem Herrn, er möge mir noch ein wenig Ruhe gönnen und mich allein lassen, damit ich mich an die neue Umgebung gewöhnen könne.«

Der Herr war hoch beglückt, als der Dummbart den Schimmel brachte. Statt eines Vogels schenkte er ihm gleich alle drei. Der Dummbart dankte, trug die Käfige in die Kutsche und fuhr davon.

Der Schloßherr wartete voll Ungeduld, den Stall betreten zu dürfen. Als er glaubte, dem Schimmel genug Ruhe gegönnt zu haben, ging er hinein, um das Tier näher zu betrachten. Er trat zu ihm, doch im gleichen Augenblick bäumte sich der Schimmel auf, versetzte ihm einen Tritt, daß er zu Boden fiel, und stob davon. Draußen warf der Wolf die Pferdehaut ab, holte in eiligem Lauf den Dummbart und das Fräulein ein und setzte sich zu ihnen in die Kutsche.

Unweit des heimatlichen Königsschlosses stieg der Wolf aus und blieb im Wald zurück, der Dummbart und das Fräulein fuhren weiter. Vor einer Schenke erkannte der Dummbart die Pferde seiner Brüder, und er ging hinein, um den beiden von seinen Erlebnissen zu erzählen. Die Brüder neideten ihm sein Glück, sie packten ihn, warfen ihn in einen tiefen Brunnen und fuhren mit der Kutsche samt dem Fräulein davon.

Am Hofe ihres Vaters angekommen, brachten sie als erstes die Vögel zu ihm, und er konnte daraufhin wieder sehen. Dann führten sie ihm das Fräulein und die Schimmel vor und erzählten, sie hätten Vögel, Schimmel und Mädchen in einem entfernt gelegenen Schlosse gefunden. Der Älteste bat, das Mädchen heiraten zu dürfen, und der König willigte ein. Gleich ordnete er an, Vorbereitungen für ein großes Fest zu treffen.

In der Zwischenzeit hatte der Wolf den Wald verlassen, um sich zu vergewissere, ob der Dummbart auch gut zu Hause eingetroffen sei. Wie er so dahinlief, hörte er plötzlich ein jämmerliches Rufen, und als er sich dem Brunnen näherte, aus dem die Laute kamen, und sich über den Brunnenrand beugte, erblickte er den Dummbart darin.

»Was machst du denn dort unten?« fragte der Wolf. »Meine Brüder haben mich hinuntergestoßen und sind mit dem Fräulein davongefahren«, antwortete kläglich der Dummbart. »Hier

komme ich nie wieder heraus.« »Wart, ich will dir helfen«, sagte der Wolf und sprang hinab. »Setz dich auf meinen Rücken und halt dich gut fest!« Der Wolf machte einen Satz, erreichte den Brunnenrand jedoch nicht. Er sprang noch einmal – und fast wäre es ihm geglückt. Beim dritten Mal schließlich sprang er über den Brunnenrand hinaus.

Obwohl ihn die Glieder vom Sturz in den Brunnen überall schmerzten, ritt der Dummbart auf dem Wolf so schnell er konnte nach Hause. Von weitem sah er gerade noch, wie sein Bruder mit der geschmückten Braut die Kutsche bestieg und davonfuhr. Der Wolf hieß den Dummbart schnell absitzen, jagte der Kutsche nach, warf sich zwischen die Pferde und brachte sie zum Stehen.

Inzwischen war auch der Dummbart vor dem Schloß angelangt. Soeben trat der König aus dem Tor. Der Dummbart fiel ihm zu Füßen und erzählte, daß er es gewesen sei, der die Vögel, die Schimmel und das Fräulein gefunden habe, und bat ihn herzlich, seinem ältesten Bruder Einhalt zu gebieten, der ihm soeben seine Braut wegnehmen wollte. Der König befahl seinen Dienern, die Kutsche zurückzuführen. Als das Fräulein den Dummbart erblickte, rief es: »Dieser da ist mein echter Bräutigam, seine Brüder haben ihn in den Brunnen geworfen!«

Nun wußte der König, daß der Dummbart die Wahrheit gesprochen hatte. Er verjagte seine beiden älteren Söhne, seinem jüngsten Sohn aber, den er fortan nicht mehr Dummbart nannte, schenkte er dafür, daß er ihm das Augenlicht wiedergegeben hatte, sein halbes Königreich. Die Hochzeit wurde in aller Herrlichkeit gefeiert, und der Dummbart und seine Frau lebten sehr glücklich bis an ihr Ende. Litauisches Märchen

### *Französisches Märchen*

#### **Der Wolf und die drei kleinen Ferkelchen**

Es war einmal eine Frau, die hatte drei kleine Ferkelchen. Sie sprach zu ihnen:

»Lauft mir ja nicht davon, denn morgen werdet ihr geschlachtet.«

Die drei kleinen Ferkelchen aber haben die Wand ihres Stalles niedergerissen und sind in den Wald gelaufen.

Das eine baute sich dort ein Häuschen aus Blättern, das andere ein Häuschen aus Holz und das dritte ein Häuschen aus Eisen. Dann haben sie sich darin schlafen gelegt.

Über Nacht aber ist ein Wolf gekommen. Er hat an das Blätterhäuschen geklopft.

»Mach auf die Tür, oder ich pupe und furze hinein!« Das kleine Ferkelchen hat ihm geantwortet: »Furze du nur, ich öffne meine Tür nicht zu so ungewohnter Stunde.«

Der Wolf hat gepupt, er hat gefurzt; das Haus ist aufgefliegen; dann hat er das kleine Ferkelchen gefressen.

Er ist zum Holzhäuschen gegangen; er hat angeklopft und gesagt: »Mach auf die Tür, oder ich pupe und furze hinein.« »Furze du nur, ich öffne meine Tür nicht zu so ungewohnter Stunde.«

Der Wolf pupt und furzt; das Haus ist aufgezogen; dann hat er das kleine Ferkelchen gefressen.

Er ist zum Haus aus Eisen gegangen; er hat geklopft und gesagt:

»Mach auf die Tür, oder ich pupe und furze hinein.«

»Furze du nur, ich öffne meine Tür nicht zu so ungewohnter Stunde.«

Der Wolf pupt und furzt, aber das Haus ist nicht aufgefliegen.

Da steigt der Wolf aufs Dach, um durch den Schornstein hineinzukommen; aber dort ist er steckengeblieben.

Da hat das kleine Ferkelchen schnell, schnell seinen Schürhaken glühend gemacht und ihn dem Wolf in den Hintern gesteckt. Der Wolf schrie:

»Au, mein Hintern! Au, mein Hintern! Au, mein Hintern!«

Und so wurde das kleine Ferkelchen nicht gefressen.

### *Französisches Märchen*

#### **Der Wolf und der Fuchs**

Ein Wolf und ein Fuchs, die eng befreundet waren, fürchteten, während der Ernte ihren Unterhalt nicht bestreiten zu können, und so kamen sie auf den Gedanken, sich als Tagelöhner bei einem Bauern ihres Heimatdorfes zu verdingen. Da man sie als recht gute Arbeiter kannte, wurden sie auch sofort eingestellt, denn um diese Jahreszeit ist es schwer, Arbeiter zu finden.

Bevor sie sich an die Arbeit machten, kauften die beiden Gevattern von ihren Ersparnissen einen Topf geschmolzene Butter, die ihnen als Nahrung dienen sollte, aber da sie nicht reich waren, kamen sie überein, nur abends, nach der Arbeit, davon zu essen, damit sie möglichst lange vorhalte.



Am ersten Erntetag machten sie sich entschlossen ans Werk, und sie arbeiteten von Anfang an so fleißig, daß die Bauern nur staunten.

Im Laufe des Vormittags hob der Fuchs plötzlich den Kopf und rief sehr laut: »Wie bitte?«

»Was ist los?« fragte ihn der Wolf.

»Hast du nicht gehört?« gab der Fuchs zurück. »Die Leute dort auf dem Weg bitten mich, Pate zu stehen.«

»Nein; aber geh nur hin, denn man darf nicht ungefällig sein, wenn man um einen Dienst gebeten wird.«

Der Fuchs ging also hin, kam aber kurz darauf schon wieder zurück und sagte, er habe sein Patenkind »Angebrochen« genannt.

Die beiden Gevattern machten sich wieder an die Arbeit. Einige Stunden später rief der Fuchs von neuem:

»Wie bitte?«

»Was ist los?« fragte ihn der Wolf.

»Die Leute dort drüben bitten mich, bei ihrem Kind Pate zu stehen.«

»Da mußt du ihre Einladung schon annehmen«, sagte der Wolf.

Der Fuchs ließ sich nicht zweimal bitten und ging zur Taufe seines neuen Patenkindes, das er »Halbaus« nannte.

Gegen Abend hob der Fuchs plötzlich schnell den Kopf und rief: »Wie bitte?« und so laut, daß der Wolf seine Sichel fallen ließ.

»Da werde ich schon wieder gebeten, Pate zu stehen«, sagte er, »aber ich gehe nicht hin.« Und er tat, als wolle er weiter-

arbeiten.

»Tue, was diese Leute wünschen, da sie dich darum bitten«, sagte der Wolf, dem es jedoch allmählich merkwürdig vorkam, daß die Einladungen immer an den Fuchs gerichtet wurden und nicht an ihn, »man muß seinem Nächsten immer gefällig sein.«

Der Fuchs ging fluchend fort, und als er zurückkehrte, schwor er, sich jetzt nicht mehr stören zu lassen, und sein Patenkind heiße »Ganzleer«.

Sie arbeiteten, solange es Tag war, dann gingen sie, müde zum Umfallen, nach Hause. Wie groß aber war ihre Überraschung, als sie, nachdem sie die Lampe angezündet hatten, bemerkten, daß ihr Buttertopf leer war. Sie beschuldigten sich gegenseitig, den Inhalt gefressen zu haben.

Der Wolf behauptete, daß der Fuchs, anstatt Pate zu stehen, hierhergekommen sei, um die Butter zu fressen, und daß die drei Taufnamen der Kinder darauf hinwiesen, daß er die Butter in drei Etappen gefressen habe.

Der Fuchs wies diese Beschuldigungen energisch zurück und sagte zum Wolf, er habe im Gegenteil seine Abwesenheit benutzt, um die Butter zu fressen.

Da der Streit sich in die Länge zu ziehen drohte, schlug der Fuchs folgenden Vergleich vor, der seines Erachtens den Schuldigen entlarven müsse: da geschmolzene Butter eine ausgesprochen harntreibende Wirkung habe, so müsse der Butterschlecker am folgenden Morgen nasse Schenkel haben; zur Strafe würde ihm dann der Topf auf dem Rücken zerschlagen.

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und unsere beiden Freunde legten sich schlafen.

Der Wolf, der den ganzen Tag aber hart gearbeitet hatte, schlief sofort fest ein, aber der Fuchs, der schlauer war, schlief nur mit einem Auge. Als er mitten in der Nacht ein gewisses Drängen verspürte, zögerte er nicht, die Beine des Wolfes zu überschwemmen.

Dann schlief er wieder ein.

Am Morgen, als sie erwachten, musterten die Freunde einander, und es wurde festgestellt, daß der Wolf nasse Schenkel habe. Der arme Teufel schnitt ein Gesicht, aber die Macht der Tatsachen zwang ihn, anzuerkennen, daß nur er die Butter gefressen haben konnte. Zur Strafe für seine Naschhaftigkeit schlug ihm der Fuchs den Topf auf dem Rücken entzwei.

### *Spanisches Märchen*

#### **Gevatter Wolf und die Geißlein**

Es war einmal eine Herde von Geißlein, die lebten zusammen mit ihrer Mutter auf einem großen Hof. Die Geißlein waren noch so klein und unerfahren, daß sie sich noch nicht selbst ihr Gras zum Fressen suchen konnten. Das machte ihre Mutter für sie. Immer, wenn die Geißenmutter fortging, um für ihre Kinder Gras zu holen, schärfte sie den Kleinen ein, auf keinen Fall und für niemand die Tür zu öffnen, weil der Wolf kommen und sie verschlingen könne. Sie sagte zu ihnen auch: »Schaut nur immer

unten durch den Türspalt, dann werdet ihr gleich erkennen können, ob ihr meine weißen Pfoten seht oder eine fremde!«

Wenn die Mutter aber vom Feld nach Hause zurückkehrte, dann sang sie, damit ihre Kinder sie erkennen könnten und ihr dann öffneten:

»Obriu, obriu cabretes,

Que us porto herbetes

Obriu, obriu, obriu!«

»Macht auf, macht auf, ihr Geißlein,

Ich bring' euch zarte Reislein.

Macht auf, macht auf, macht auf!«

Dann schauten die kleinen Geißlein unter dem Türspalt hindurch, erkannten die Pfoten ihrer Mutter und öffneten ihr schnell. »Weiße Pfoten – unsere Mama!«

Der böse Wolf beobachtete eines Tages, wie die Geißenmutter zu ihrem Hof zurückkehrte, und hörte, was sie sang, damit ihr die Tür geöffnet wurde. Da dachte er: „Das kann ich auch!“, denn er hatte großen Appetit auf die Geißlein. Er wartete also, bis die Geißenmutter wieder einmal weggegangen war, um für ihre Kinder Gras zu schneiden. Dann ging er hin und sang mit seiner heiseren Stimme:

»Obrau, obrau, cabrotos,

Que us porto herbotes.

Obrau, obrau, obrau!«

Sperrt auf, sperrt auf, ihr Ziegen,

Das Gras sollt ihr gleich kriegen.

Sperrt auf, sperrt auf, sperrt auf!

Da merkten die Kinder gleich am Gesang, daß das nicht ihre Mutter war, und sagten: »Das ist der Wolf! Wir öffnen nicht.« Da schlich der Wolf fort und dachte über seinen Fehler nach. Er beobachtete genau, was die Alte sang, damit ihr geöffnet wurde. Am nächsten Tage aber ging er wieder zu dem Hof und sang diesmal im Falsett genau die Worte, die er von der alten Geiß gehört hatte:

»Macht auf, macht auf, ihr Geißlein,

Ich bring' euch zarte Reislein.

Macht auf, macht auf, macht auf!«

Da sagten die Geißlein zu ihm: »Stell dich vor die Tür, damit wir deine Pfoten sehen können!« Der Wolf tat, wie ihm geheißen; die Geißen aber schrien: »Schwarze Pfoten! Es ist der böse Wolf! Wir öffnen nicht, es ist der Wolf!«

Eines schönen Tages, was macht da der Wolf? Es lebte in der Nähe eine Frau, die hatte Wäsche zum Bleichen ausgebreitet. Der Wolf geht hin und nimmt sich ein Stück Leinen mit. Das riß

er in Streifen, wickelte es um seine Pfoten und nähte es mit einem Faden fest, so daß es aussah, als hätte er weiße Pfoten. Dann machte er sich erneut auf den Weg zum Hof der Geißlein. Dort sang er wieder mit hoher Stimme die ganze Strophe:

»Macht auf, macht auf, ihr Geißlein,  
Ich bring' euch zarte Reislein.  
Macht auf, macht auf, macht auf!«

Die Geißlein, die an der Stimme nicht merkten, daß es der Wolf war, sagten: »Stell dich vor die Tür, damit wir deine Pfoten sehen können!« Der Wolf stellte sich ganz nahe vor die Tür, und die Geißlein sahen die weißen Pfoten und riefen: »Weiße Pfoten – unsere Mama!« Und ohne an etwas Böses zu denken, öffneten sie die Pforte. Da stürzte sich der Wolf in das Haus, und, hast du nicht gesehen, in einem Augenblick verschlang er alle Geißlein. Nur das kleinste hatte sich blitzschnell unter einem Schrank versteckt, und da konnte es der Wolf nicht finden. Als der Wolf alle gefressen hatte, wollte er entfliehen, aber sein Bauch war so schwer und voll, daß er nicht weit kam. Er mußte sich hinsetzen, um erst einmal richtig zu verschnaufen.

Indessen kam die alte Geiß zurück. Sie fand die Tür offen und erschrak gewaltig. Sie trat ein und fand keine Seele in ihrem Hause, da konnte sie sich schon denken, was sich zugetragen hatte. Sie konnte vor Weinen kaum mehr rufen: »Meine Kinder! Ach, meine Kinder!« Da kam das Kleinste unter dem Kasten hervorgekrochen, wo es sich versteckt hatte, und erzählte der Mutter alles. Als die alte Geiß hörte, daß der Wolf alle ihre Kinder verschlungen hatte, nahm sie ein großes Taschenmesser und machte sich auf den Weg, den Unhold zu suchen. Sie brauchte nicht weit zu gehen, da lag er in der Sonne und wußte sich kaum noch zu rühren, so voll war sein Wanst von den Geißlein, die er gefressen hatte. Die Alte aber stellte sich, als wüßte sie von nichts, und sagte zu ihm: »Komm, willst du nicht mit mir etwas spielen?« – »Gut! Spielen wir!« – »Willst du Kopfstoßen spielen? – »Ja.«

Da versuchte der Wolf, tapsend wie ein kleines Kind, mit der Geiß Kopfstoßen zu spielen. Sein voller Bauch behinderte ihn sehr, und er wich schwerfällig den Stößen der Alten aus. Diese aber stieß ihm, als sie wieder zusammenprallten, das Taschenmesser, das sie heimlich gezogen hatte, in die Bauchdecke und schlitzte ihm den ganzen Wanst auf. Da krochen sogleich die Geißlein heraus, und als sie ihre Mutter sahen, sprangen sie und tanzten vor Freude. Der Wolf aber blieb mit seinem aufgeschlitzten Bauch und heraushängenden Eingeweiden liegen.

*Schottisches Volksmärchen***Der Wolf und der Fuchs**

Fuchs und Wolf führten einen gemeinsamen Haushalt in der Nähe der Küste und waren, wie man sich denken kann, arm und hatten zu Zeiten sehr wenig zu essen.

Nach einem großen Sturm gingen die beiden am Strand entlang, um nachzuschauen, was das Meer wohl angespült hätte, und sie fanden ein Fäßchen Butter. Den gerissenen Fuchs nun gelüstete es sehr, die Butter ganz allein zu verspeisen, so sagte er zum Wolf:

»Es ist jetzt Winter, da haben wir die Butter nicht so nötig, aber wenn die Hungerzeit des Sommers kommt, wird sie uns doppelt willkommen sein. Wir wollen ein Loch machen und sie bis dahin vergraben.«

Also machten sie ein tiefes Loch und vergruben das Butterfäßchen und gingen heim mit ihrer übrigen Beute.

Einige Tage danach kam der Fuchs nach Hause, warf sich erschöpft nieder und seufzte aus tiefster Brust: »Ach und Weh! Ach und Weh! Schlimm wird es mir ergehen!«

»Ach und Weh! Ach und Weh!« echote der mitfühlende Wolf. »Was ist es, das dir solchen Kummer bereitet?«

»Nun ja«, sagte der Fuchs mit gespielter Gleichgültigkeit, »Sie wollen mich als Paten bei einer Taufe haben.«

»Ach und Weh! Ach und Weh!«, sagte der Wolf, »und gehst du hin?«

»Ach und Weh! Ach und Weh!« sagte der Fuchs. »Ja, ich gehe!«

Als er zurückkam, fragte der Wolf, welchen Namen sie dem Kind gegeben hätten.

»Einen sehr seltenen Namen«, erwiderte der Fuchs. »Er wurde Blaiseam – laß mich kosten – genannt.«

Einige Tage danach wurde der Fuchs zu einer anderen Taufe eingeladen, und als der Wolf nach dem Namen des Kindes fragte, sagte er, der wäre genau so seltsam wie der erste gewesen: Bina mheadhon – in der Mitte angekommen.

Bald darauf kam eine dritte Einladung, und diesmal bekam das Kind den seltsamsten Namen von allen: Sgriob an Clar – kratze die Dauben ab.

Endlich kam nun die Hungerzeit des Sommers, die Vorräte von der letzten Ernte waren aufgebraucht und die neue Ernte noch nicht zum Einbringen. Der Fuchs und der Wolf gingen, um ihr Butterfaß zu holen, aber es war verschwunden. Sogleich beschuldigte der Fuchs den Wolf, er hätte es verzehrt. »Keiner wußte, daß es hier vergraben war, außer uns beiden. Und zudem sehe ich auch die Farbe der Butter auf deinem Fell!«

Den ganzen Heimweg über bestand er auf seinen Anschuldigungen, während der Wolf, ganz bedrückt, nur immer wieder feierlich versicherte, er habe es nie und nimmer angerührt. »Willst du das beschwören?« fragte der Fuchs.

Der Wolf erhob seine Pfote und sprach mit großer Feierlichkeit folgenden Eid:

»Wenn es wahr wäre, daß ich die Butter gestohlen hätte, wenn es wahr wäre, wenn es wahr wäre, so soll Krankheit schwer auf meinem grauen Bauch liegen, tief im Staub, tief im Staub.«

»Nun schwöre auch du«, verlangte er, und der Fuchs war so beeindruckt von der Würde und dem Ernst dieses Eides, daß er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, versuchte, einem so feierlichen Verfahren zu entkommen, aber der Wolf wollte keine Weigerung gelten lassen, und schließlich bequemte sich der Fuchs, folgende Eidesformel zu sprechen:

»Wenn es wahr wäre, daß ich die Butter gestohlen hätte, wenn es wahr wäre, wenn es wahr wäre, wirm, weckam, wirram, wykam, wirram wau, wirram wau.«

Der Wolf sagte darauf nichts mehr; aber der Fuchs, der es nicht fertigbrachte, die Sache ruhen zu lassen, schlug vor, daß sie beide beim Feuer stehen sollten, und wer von ihnen zuerst zu schwitzen anfinge, wäre der schuldige Teil, da die Butter ja bei ihm aus den Poren dränge. Der Wolf im Bewußtsein seiner Unschuld war gleich damit einverstanden und ließ es sogar zu, daß er auf den wärmsten Platz bugsiiert wurde; aber dem Fuchs wurde es bald ungemütlich heiß, da er von der vielen Butter, die er gegessen hatte, recht fett geworden war.

»Wir sind nun wohl lange genug bei dieser Probe«, sagte er. »Wir sollten besser hinausgehen und einen Spaziergang machen.«

Der Spaziergang führte sie an einer Schmiede vorbei, vor der ein altes weißes Pferd stand, das hatte den einen seiner Hinterhufe auf die Kante gestellt, so daß das Eisen zu sehen war. Der Wolf betrachtete es genau, aber aus sicherer Entfernung. »Du hast schärfere Augen als ich, und du kannst auch besser lesen«, sagte er zum Fuchs. »Sei so gut und komm herüber und lies, was auf diesem Eisen geschrieben steht.«

Der Fuchs kam herüber und konnte nichts von einer Schrift sehen, da er sich aber durch die Worte des Wolfs geschmeichelt fühlte, ging er noch näher heran, und das Pferd hob seinen Fuß und schlug ihm den Schädel ein.

Es stimmt doch wohl«, sagte der Wolf, »daß die Schlausten am Ende nicht die Klügsten sind.«

### *Polnisches Volksmärchen*

#### **Die Füchsin und der kleine Wolf**

Ein Bauer aus Liszki fuhr mit einem Wagen voll Backwerk zum Jahrmarkt. Da sah er auf dem Wege eine tote Füchsin. »Mit der ist es aus«, dachte er, »aber die Haut wird einen Tabaksbeutel hergeben.« Er lud die Füchsin auf den Wagen und legte sie unter den Sack, in dem die Hörnchen waren. Die Füchsin, die aber nur ausgehungert und gar nicht tot war, lebte durch die Wärme des Gebäcks wieder auf, biß in den Sack ein Loch hinein und holte sich aus ihm ein Hörnchen.

Der Bauer wußte nicht, was sich auf dem Wagen hinter ihm zutrug. Die Füchsin, die im Boden des Wagens ein Loch ausfindig gemacht hatte, warf alle Hörnchen der Reihe nach auf die Straße, bis im Sack nichts mehr übrigblieb. Dann sprang auch sie vom Wagen, klaubte die Kipfel von der Straße auf und trug sie in ihren Bau, wo sie sich diese gut schmecken ließ.

Bald erreichte einen jungen Wolf die Kunde über diese Kipfel, und er kam schleunigst in den Bau der Füchsin zu Besuch.

»Scheint der Mond bei Euch?« fragte er.

»Ja, freilich!« gab sie zur Antwort.

Die Füchsin befürchtete, daß der Gast sich an ihre Kipfel heranzumachen könnte, und so überredete sie ihn, mit ihr einen Spaziergang zu machen. Sie kamen an ein Wasser, in dem sich der Mond widerspiegelte.

»Füchsin, hättet Ihr für mich nicht ein Hörnchen übrig?«

»Da im Wasser hast du eines«, antwortete die Füchsin, indem sie ihn auf die Spiegelung des Mondes auf dem Wasser hinwies.

»Schlürf nur das Wasser aus, da wirst du schon an das Hörnchen 'rankommen! Ich habe es gleichfalls getan und gelangte so in den Besitz meiner Kipfer! «

Der Wölfling begann zu trinken und hatte bald das ganze Wasser aus der Pfütze ausgetrunken. Er war jetzt so voll Wasser, daß es ihm aus dem Maul, den Ohren und dem Hintern spritzte. Da

nahm die Füchsin einen Strohwisch und verstopfte damit dem Wölfling das Maul, die Ohren und den Hintern.

Dann zogen sie weiter.

Sie gelangten an ein Bauernhaus und traten ein. Die Bäuerin hatte im Backtrog Brotteig zubereitet, und im Flur lag ein Haufen Flachsabfall, Stengel, die vom Hanfbrechen übriggeblieben waren. Als die Leute den Wolf bemerkten, machten sie sich mit Stöcken hinter ihm her, schrien oha, oha und verprügelten ihn derartig, daß es ihm kaum zu entweichen gelang. Die Füchsin gab es daher auf, ein Huhn zu stibitzen, sie stürzte sich in den Backtrog, beschmierte sich mit Teig, wälzte sich nachträglich in den Hanfstengeln herum und entfloh hinter dem Wölfling.

»Trag mich doch!« rief sie ihm zu, »denn ich bin ganz kaputt, und die Knochen kommen mir schon richtig heraus!«

Der Wolf, obwohl übel zugerichtet, lud sich die Füchsin auf seinen Rücken, die aber kugelte sich im Innern vor Lachen, daß ein Kranker einen Gesunden zu tragen habe. So gelangten sie an ein Wirtshaus, aus dem Musik erklang und Mägde im Tanz mit Knechten zu sehen waren. Da sprach die Füchsin:

»Wir wollen doch hineingehen und tüchtig mitmachen! Du, Wölflin aber, bespritze alle Madeln, denn Wasser hast du ja genug, die eine aber, auf der du geritten kamst, die verschone! Und zum Schluß nimm Reißaus zum Fenster hinaus und ich schlüpfe durch den Kamin! «

Sie zog ihm die Strohwische aus Maul, Ohren und Hintern heraus, und da begann der Wölfling auf alle im Wirtshaus Anwesenden Wasser zu spritzen. Die Leute schrien: »Oha, du Wolf!« – er aber machte einen Sprung zum Fenster hinaus, und die Füchsin entwischte über den Kamin.

Der Wölfling kehrte zu sich zurück, die Füchsin in ihren Bau, wo sie es sich mit ihren Kipfeln wohl sein ließ. Sie wurde so fett, daß sie zu sich sprach:

»Schön seid ihr, Äugelein, schön seid ihr, Uhrlein, schön bist du, Naselein, schön bist du, meine Rute! Na, du Schweif-Wisch, bist eigentlich nicht so schön, dich kann ich dem Wölfling schenken!«

Wie sie sich noch so über ihre Reize entzückte, bemerkte sie nicht, daß der Wölfling schon da war und hinter ihr stehend alle ihre Worte mitgehört hatte. Nun schenkte sie ihm ihre Rute, und der Wölfling packte zu, zuerst die Rute und dann weiter und weiter, bis er die Füchsin ganz aufgefressen hatte.



*Polnisches Volksmärchen***Wie der Hund dem Wolf Schuhe besorgte**

Es waren einmal ein Wolf und ein sehr großer, kräftiger Hund. Der Wolf besuchte ihn öfters, und sie unterhielten sich gut miteinander. Eines Tages jedoch kam der Wolf und sagte zu dem Hunde: »Ich muß dir mitteilen, daß ich beschlossen habe, dich aufzufressen, denn du bist genau der Braten, auf den ich heute Appetit habe!«

»Aber warum muß gerade ich es sein, mein Lieber?« meinte der Hund. »Wenn du mich nicht frißt, werde ich dir dafür schöne Schuhe beschaffen.«

»Gut, abgemacht. Beschaffe sie mir und ich lasse dich dafür am Leben!«

Als nun der Wolf nach einiger Zeit zu dem Hund kam, um die Schuhe abzuholen, sagte dieser:

«Es wird nicht mehr lange dauern, und du bekommst deine Schuhe. Merke dir aber, daß du mit diesen Schuhen ja nicht durch betaute Wiesen gehen darfst, denn das vertragen sie nicht.» Daraufhin nahm er den Wolf mit und ließ ihn in eine ziemlich tiefe Senkgrube hineinsteigen. Die Jauche war recht dick und reichte dem Wolf bis zu den Knien hinauf. Dann hieß ihn der Hund wieder heraussteigen und sagte:

»Siehst du, was du nun für feine Stiefel hast; sie sind genau so schön und hoch wie die des Bauern, in denen er so stolz herumgeht!« Dann fügte er noch hinzu:

»Jetzt sind die Stiefel fertig, vergiß aber nicht, was ich dir gesagt habe, nämlich, daß du Wasser und Tau meiden mußst, denn ein zweites Mal mache ich dir auf keinen Fall neue Schuhe. Falls du aber ins Wasser gehst, nimmt dir das Wasser die Schuhe bestimmt weg.«

Der Wolf befolgte diesen Rat, legte sich nieder und blieb vorsichtshalber zu Hause. So vergingen ein, zwei, drei Tage, doch dann quälte ihn der Hunger schon so sehr, daß er sich auf die Suche nach Nahrung machte, um sich wieder zu stärken. Er ging durch den Wald, trank etwas Wasser aus dem Bache, ging dann durch diesen hindurch auf die andere Seite. Drüben am anderen Ufer angelangt, sah er wieder mal wohlgefällig auf seine geliebten Schuhe herab, doch wie erschrak er, sie waren spurlos verschwunden.

Jetzt erst erkannte er, daß der Hund ihn betrogen hatte, denn er hatte nur beschmierte Füße bekommen, nicht aber wirkliche Schuhe.

Sogleich lief er zu dem Hund zurück und rief ihm wütend zu: »Was für Stiefel waren das, die du mir beschafft hast, du Betrüger! Nun sind sie fort und ich bin gekommen, um dich sofort zu fressen.«

Darauf sagte der Hund:

»Ich habe dich gewarnt und dich darauf aufmerksam gemacht, nicht mit Wasser oder Tau in Berührung zu kommen! Hättest du meinen Rat befolgt, so hättest du deine Schuhe lange behalten können. Du hast wohl gehört, was ich dir sagte, daß ich dir ein zweites Mal keine Schuhe mehr verschaffen werde, du kannst machen was du willst, aber neue bekommst du von mir nicht! jetzt bleibt uns nichts anderes übrig als wegen dieser Sache vor Gericht zu gehen.«

»Gut, einverstanden! Dann gehen wir«, antwortete der Wolf, und sie machten sich auf den Weg. Sie hatten ausgemacht, sich Zeugen zu suchen und mit diesen zusammen sich an einem bestimmten Tag im Walde einzufinden, um von dort aus gemeinsam zum Gericht weiterzuwandern.

Der Wolf nahm sich den Bären und das Wildschwein, der Hund die Katze und den Hahn als Zeugen mit, und so gingen sie in den Wald.

Voran ging der Wolf, ihm folgte der Bär und am Ende kam das Wildschwein. Der Wolf sagte zu dem Bären:

»Du kletterst jetzt auf diesen Tannenbaum hinauf«, – zu dem Wildschwein gewendet, meinte er:

»Du aber gräbst dich in dieses Laub ein und sitzt dort ganz stille. Sobald wir aber alle vier versammelt sind, machen wir uns das Recht selbst. Wenn ihr seht, daß ich den Hund angreife, paßt gut auf; zuerst bleibt ganz still und laßt euch nicht blicken, falls ich aber allein mit dem Hund nicht fertig werden sollte, kommt mir rasch zu Hilfe. Dann fassen wir ihn und zerreißen ihn.«

Der Hund, der sich nun auch langsam näherte, ahnte nichts von den bösen, hinterlistigen Plänen des Wolfes. Er ging voran, ihm folgten der Hahn und die Katze. So gingen sie zusammen dem Treffpunkt zu.

Der Hahn trippelte und sagte zu sich: »Tak, tak, tak, tak!« Der Bär, der auf der Tanne saß, hörte das, nahm das „tak, tak“ als „ja, ja“ und dachte, sie wollten den Wolf umbringen.

Die Katze, die am Schluß folgte, hatte ihren Schwanz spitz und steif in die Höhe gerichtet. Der Bär sah das und sagte zu dem Wolf:

»Schau mal hin! Es sieht recht gefährlich aus, die will uns sicher mit diesem spitzen Spieß erstechen!«

Der Wolf wollte den Bären beruhigen und sprach:

»Was faselst du da für einen Unsinn! Wir sind kräftig genug, um mit diesen da fertig zu werden. Es gibt keine stärkeren, als wir drei es sind, schon ich allein könnte alle drei zusammen verschlucken!«

Darauf der Bär:

»Stimmt genau. Sie werden nicht einmal mehr piepsen können, wenn ich sie erst mit meiner Tatze fasse und mit meinen Klauen zerfleische!«

Das Wildschwein aber sagte nichts, sondern bewegte nur zustimmend seinen Schwanz unter dem Laube. Als die Katze das sah, dachte sie, es hätte sich eine Maus unter den Blättern versteckt; mit einem Satz war sie dort und biß in den Schwanz. Das Wildschwein sprang erschrocken auf, die Katze erschrak auch dabei und sprang auf den Baum, auf dem der Bär versteckt saß. Dieser, überzeugt, daß die Katze das Wildschwein mit ihrem Spieß bereits erstochen hatte und jetzt auf ihn losgehen wolle, floh voll Angst höher auf die Tanne hinauf, die Katze hinter ihm her. Weiter konnte der Bär nicht mehr, denn er hatte das Ende des Astes erreicht; dieser brach durch die schwere Last ab, und der Bär fiel auf die Erde hinunter, brach sich das Genick und verendete. Die Katze aber blieb auf dem Gipfel der Tanne ruhig sitzen. Das Wildschwein war indessen, so schnell es konnte, in den Wald davongelaufen, und so blieben auf dem Platz nur der Wolf und der Hund allein zurück.

Der Wolf griff den Hund sofort an, da er noch nicht wußte, was mit seinen Gehilfen geschehen war. Er hatte seit drei Tagen nichts gegessen und war deshalb vor Hunger ganz schwach. Der Hund aber war groß und kräftig wie immer. Da der Wolf mit der kräftigen Hilfe seiner beiden Freunde rechnete, stürzte er sich gleich auf den Hund. Sie faßten einander, der Hund wehrte sich unerwartet tapfer, der Wolf aber, dem niemand zu Hilfe kam, wurde immer schwächer und der Hund biß ihn schließlich tot. So hatte der böse Wolf sein Spiel verloren. Der Hund, der als Sieger am Platz geblieben war, erhielt nun auch vom Gericht sein Recht zugesprochen. Dieses Dokument versteckte er unter seinem Strohdach, wo es leider später von Mäusen aufgefressen wurde. Seit jener Zeit ist der Hund auf die Katze böse, weil diese die Mäuse nicht gefressen hatte. Die Katze aber fängt seitdem Mäuse, wo sie sie nur erwischen kann. Seit dieser Zeit datiert auch der ewige Haß des Hundes gegen die Katze, der Katze gegen die Mäuse und des Wolfes gegen den Hund.

*Polnisches Volksmärchen***Die Kirchenmaus und die Hausmaus**

Es waren einmal zwei Mäuse. Die eine wohnte in der Küche und die andere in der Kirche unter dem Altare. Sie begegneten sich und erzählten einander, wie es jeder von ihnen gehe.

Die Kirchenmaus sagte:

»Mein Leben ist recht elend. In der Kirche gibt es ja nichts zu fressen und zu trinken. Würde nicht unser Organist sein Frühstück ab und zu liegenlassen, könnte man vor lauter Hunger sterben!«

Da sagte die andere Maus:

»Komm doch zu mir, bei mir gibt es so viel zu fressen, daß ich es allein nicht schaffe!«

Die arme Maus ließ sich überreden und zog mit der anderen in die Küche. Am ersten Tage gefiel ihr alles sehr gut, denn sie konnte soviel fressen, wie sie nur wollte. Doch am nächsten Tage sagte die Frau zur Magd:

»In der Küche muß es eine Maus geben, denn der Braten ist angefressen. Heute müssen wir über Nacht die Katze in die Küche lassen!«

Also brachte man die Katze abends in die Küche. Sobald die Mäuse aus ihrem Loch herausgekommen waren, begann die Katze sie zu jagen, so daß sie bittere Not hatten, um ihr Loch wieder zu erreichen.

Da sagte die arme Maus:

»Hier bleibe ich nicht länger! Für mich ist es besser, in der Kirche wenig zum Fressen zu haben, aber ein ruhiges Leben zu führen, als hier, wo es zwar viel zu fressen gibt, ich aber in ständiger Angst sein müßte, von der Katze geschnappt zu werden!«

Und sie kehrte in die Kirche zurück.

*Tschechisches Volksmärchen***Der Hund als Schuster**

Es war einmal ein Herr, und der hatte einen Hund. Der Hund war ganz besonders klug; wenn der Herr irgendwohin fortging, ließ er den Hund in der Stube als Wache. Der Hund lag gewöhnlich auf dem Boden, aber sowie der Herr fort war, sprang er auf den Diwan und legte sich auf dem Diwan nieder. Aber so-

bald er merkte, daß der Herr kommt, hopps – lag er schon wieder auf dem Boden.

Einmal aß der Herr zu Mittag, und die Köchin trug eben die gebratene Gans herein. Da mußte der Herr mit einem Besucher weggehen, der es sehr eilig hatte. Als der Hund sah, daß niemand da ist, sprang er auf den Diwan, packte die Gans und aß sie; aber als der Herr zurückkam, lag er wieder auf dem Boden. Der Herr geht zum Tisch, will essen, aber der Teller ist leer. Er rief den Hund und haute ihn mit der Karbatsche tüchtig durch.

Der Hund machte sich auf und lief weg in den Wald. Dort fand er eine Höhle, er schlug an der Türe einen Zettel an, wie ihn die Schuster haben, und wollte Schuhe nähen. Einmal klopft jemand an die Tür, und der Hund sagt: »Herein!«

Es kam ein Wolf: »Herr Schuster, näh mir Schuhe!«

»Ich näh sie dir, Brüderchen, aber ich habe kein Leder, bring mir ein fettes Kalb.«

Der Wolf ging fort und brachte ein Kalb. »Da hast du es! In einer Woche komme ich wieder.« Der Hund sagte: »Komm nur.« Als der Wolf weggegangen war, nahm der Hund das Kalb, riß es in Stücke und fraß es. Nach einer Woche kam der Wolf: »Brüder, ich komme um die Schuhe.«

Der Hund sagte: »Ach, Brüderchen, das war eine schlechte Haut, kaum fing ich an zu nähen, riß mir alles durch, und ich konnte damit nichts anfangen. Aber ich werde dir was sagen, bring mir eine Kuh, aus der werden gute Schuhe.«

Der Wolf ging fort, und auf einer Wiese weideten schöne Kühe. Er fiel über eine her und trug sie zum Schuster. »Da hast du sie, aber ich sage dir, in zwei Wochen müssen sie genäht sein!«

Als der Wolf weggegangen war, zerriß der Hund die Kuh, aß von dem Fleisch, und etwas bewahrte er auf. Nach zwei Wochen kam der Wolf: »Schuster, sind die Schuhe schon fertig?« Der Schuster sagte: »Du, da hattest du mir was gebracht! Die Haut war so dünn, daß mir alles durchgerissen ist. Aber ich sag' dir was, bring einen Ochsen, daraus werden feste Schuhe.«

Der Wolf ging wieder. Auf dem Weg trieben sie gerade polnische Ochsen, der Wolf packte einen und schleppte ihn zum Schuster: »Da hast du, aber daß die Schuhe auch sicher fertig sind. In vier Wochen bin ich wieder da!«

Der Schuster sagte: »Aber sicher, Brüderchen, komm nur.« Als der Wolf weggegangen war, zerriß der Hund den Ochsen, fraß, und etwas Fleisch verwahrte er an mehreren Stellen. Nach vier Wochen kam der Wolf wieder: »Brüderchen, sind die Schuhe schon fertig?«

Der Schuster sagte: »No, sie sind schon fertig. Aber weißt du was, bring ein Schwein, ich will sie gut einschmieren, damit sie glänzen.«

Der Wolf ging weg, und nach einer Weile brachte er ein großes, fettes Schwein. »Da hast du es, aber daß sie ja fest und gut sind.« Der liebe Hund hatte Festtage, schmorte, briet und aß. Nach zwei Wochen kam der Wolf: »Schuster, gib mir die Schuhe!« Der Schuster sagt: »Ach, Brüderchen, ich habe sie schon genäht, ich hatte aber ein großes Mißgeschick: ich stellte sie zum Trocknen hinaus, und jemand hat sie mir gestohlen.«

Der Wolf wurde wütend und sagte: »jetzt werde ich mit dir Krieg führen!«

Der Hund holte sich zur Hilfe den Hahn, die Ente, das Huhn und die Gans. Der Wolf holte sich zur Hilfe den Fuchs, den Hasen und das Eichhörnchen. Als sie sich jetzt zum Kampf bereiteten, schickte der Wolf den Hasen zum Hund auf Kundschaft. Der Hase kam und lauschte hinter der Tür. Die Ente rief da: »Schackdack, schackdack.« Das Huhn rief: »Tratratatata.« Der Hahn sang: »Kikeriki!« Und die Gans: »Gagaga.«

Der Hase kam ganz außer sich zum Wolf zurückgesaust und schrie: »Ach Bruder, mit uns steht's schlecht! Dort schleifen sie schon die Säbel, blasen zum Sturm und jemand rief: Haltet ihn, haltet ihn!«

Der Wolf erschrak sehr und lief davon, und die andern hinter ihm. Der Hund hatte gewonnen.

### *Tschechisches Volksmärchen*

#### **Vom Schäfchen und vom Wolf**

Es war einmal ein Schäfchen und das hatte zwei Lämmchen und wußte nicht, was es ihnen zum Essen geben soll, weil es nichts hatte, und die Lämmchen weinten vor Hunger gar sehr. Da sagte es zu ihnen: »Weint nicht, ich werde in die Stadt auf den Jahrmarkt gehen und euch einen Krug feine Milch und ein Laiblein feines Brot bringen, aber schließt euch ein und laßt niemanden herein.«

Der Wolf hatte hinter der Türe gelauscht, und sowie das Schäfchen fortgegangen war, kam er an die Tür und rief mit seiner groben Stimme:

»Öffnet doch, ihr Lämmchen mein,  
meine zarten Küken klein!

Ich bring euch süße Milch im Krug

und auch feines Brot genug.«

Aber die Lämmchen öffneten nicht. Sie sagten:

»Ihr seid nicht unser Mütterchen,  
die Mutter hat ein Stimmelein  
wie ein Pferdehärchen fein.«

Der Wolf machte sich also auf, lief zur Mühle und schliff seine Zunge am Mühlstein. Er kam wieder zu den Lämmchen an die Tür und ruft:

»Öffnet doch, ihr Lämmchen mein,  
meine zarten Küken klein!  
Ich bring euch süße Milch im Krug  
und auch feines Brot genug.«

Die Lämmchen riefen voller Freude:

»Ihr seid unser Mütterchen!  
Ja, das ist ihr Stimmelein  
wie ein Pferdehärchen fein.«

Die Tür öffnete sich, und der Wolf – happ das eine, happ das zweite – verschlang beide Lämmchen. Am Abend kam das Schäfchen nach Hause, und als es die offene Tür sah, rief es: »Ach, da steht es schlecht!«

Dann ging es durch das Haus und weinte sehr. Der Wolf lag auf dem Backofen und schnarchte; er hatte sich sehr satt gegessen. Aber als das Schäfchen nicht aufhörte zu jammern, rief er: »Schweig, oder ich fresse dich auch!«

Da war das Schäfchen still, aber es ging immerzu hin und her und trug Steine und Nußschalen unter den Tisch in der Stube. Der Wolf konnte nicht einschlafen, daher sagte er: »Komm her und bring mich zum Schlafen!«

Das Schäfchen ging hin und brachte den Wolf zum Schlafen. Und als der Wolf so richtig hübsch schlief, da schlitzte ihm das Schäfchen den Bauch auf, holte die Lämmer heraus, versteckte sie gut und füllte dem Wolf die Steine und Nußschalen in den Bauch und nähte den Bauch zu. Als der Wolf erwachte, reckte er sich und gähnte: »Auweh, auweh, wie ist mir übel!«

Das Schäfchen sagt: »Wölfchen, ich gebe dir einen guten Rat. Lauf, spring über vier Hecken und einen Lattenzaun, dann wird dir leichter sein.«

Der liebe Wolf läuft und läuft, hopp über eine Hecke, hopp über die zweite, hopp über die dritte und vierte und dann über diesen Lattenzaun – aber da blieb er hängen und riß sich den Bauch auf. Der Wolf lief noch ein Stück Wegs und blieb im Wald liegen. Woher sie auch kam, wohin sie auch ging, es lief da eine

Füchsin hin und her. Der Wolf ruft: »Gevatterin Füchslin, kommt und näht mir mein Wams zusammen!«

Und die liebe Gevatterin Fuchs kam und nähte dem Wolf den Bauch zu. Die Füchsin hatte ein Käsl, und der Wolf war hungrig, sehr hungrig, und sagte: »Gevatterchen, woher hast du das Käsl geholt?«

Und die Füchsin darauf: »Ach, da gibt es ein Brunnlein, das ist voller Käsln. Kommt und trinkt das Wasser aus, dann könnt Ihr Euch Käsl heraufholen bis in alle Ewigkeit!«

Und so gingen sie zusammen, und als sie zu dem Brunnlein kamen, legte sich der liebe Wolf hin und trank und trank, bis ihm die Augen heraustreten, und er trank noch weiter, bis er wie ein Faß war. Als er schon nicht mehr konnte, sagt die Füchsin: »Gevatterchen Wolf, laßt das Wasser sein, ich gebe Euch lieber mein Käsl. Kommt, wir wollen auf eine Hochzeit gehen.«

Und so gingen sie auch fein. Die Füchsin lief dem lieben Wolf voran und lief zu einem Hof und stahl einer Bäuerin einen Dalken. Der Wolf sagt: »Liebe Gevatterin Fuchs, woher habt Ihr den Dalken geholt?«

Und darauf die Füchsin: »Gevatterchen Wolf, geht schnell hin, sie geben Euch dort auch ein großes Stück Dalken.«

Der Wolf ging hin, aber er war schlecht beraten. Eben trug ein Mädchen die Dalken auf einem Brett, der Wolf hopp und schnapp, aber das Mädchen schreit: »Mütterchen, Mütterchen, der Wolf nimmt mir die Dalken weg!«

Und das liebe Mütterchen läuft herzu und versetzte dem Wolf einen Hieb, daß er sich überschlug. »Da hast du Dalken«, schrie die Mutter und drosch auf den Wolf ein und drosch, bis er grün und blau war.

Und da machte sich denn unser lieber Wolf auf und ging der Gevatterin nach. Sie gingen auf die Hochzeit. Und als sie ankamen, waren da schon viele Gäste, und die einen schrien: »Laßt sie herein!« und die anderen wieder: »Laßt sie nicht herein!«

Aber schließlich ließen sie die beiden doch herein und gaben ihnen gut zu essen und auch zu trinken; aber der Wolf konnte nicht viel trinken, weil er immer noch vollgefüllt war wie ein Faß. Aber tanzen mußte er, ob er wollte oder nicht. Ach, war das ein Tanz, euer Lebtage habt ihr sowas nicht gesehen! Und als der liebe Wolf gar so fest tanzte, platzte ihm das Wams, das ihm die Gevatterin zusammengenäht hatte, und all das Wasser lief aus ihm heraus, und alle wurden ungespritzt. Husch – die Füchsin schnell zum Fenster hinaus, und der liebe Wolf wurde geschlagen und geschlagen, daß es aus ihm rauchte. Dann warfen sie ihn hinaus.



Der Wolf kam wieder zu sich und schleppte sich bis zum Wald. Da saß die Füchsin schon hübsch auf dem Pfad und war über und über rot. Der Schlaukopf hatte sich in den roten Erdbeeren gewälzt, und jetzt tat sie, als wäre sie weiß Gott wie krank.

»Ach, mein lieber Gvatter Wolf«, stöhnte die Füchsin, »ich habe aber was abbekommen! Schaut mich nur an. Ihr seht ja, ich bin ganz blutig. Und ich kann gar nicht auf die Beine kommen.« Der Wolf schlotterte vor Angst und sagt: »Kommt, liebe Gvatterin, sonst erschlagen sie uns hier noch.«

Und die Füchsin weinte. »Ach, ich kann ja nicht weiter, ich muß hier elend zugrunde gehen.«

Der liebe Wolf erbarmte sich der Füchsin, nahm die Gvatterin Fuchs auf den Rücken, und so gingen sie weiter. Und wie sie gingen, hörte der Wolf rufen: »Der Geschlagene trägt den Nichtgeschlagenen, der Geschlagene trägt den Nichtgeschlagenen!« »Was sagt Ihr, Gvatterchen?« fragt der Wolf.

Und der Fuchs stöhnt: »Ach, nur daß mir alles weh tut.«

Und sie gingen wieder weiter. Und wie sie so gingen, hörte der Wolf wieder rufen: »Der Geschlagene trägt den Nichtgeschlagenen, der Geschlagene trägt den Nichtgeschlagenen.«

Und der Wolf fragt wieder: »Was sagt Ihr, Gvatterin?«

Die Füchsin stöhnt und stöhnt: »Ach, Gvatterchen, ich weiß schon nicht mehr, was ich sage.«

Und sie gingen auf dem Pfad, bis sie zu einer Bank am Wald kamen. Hopp, die Füchsin auf die Bank, von der Bank auf den Baum und schreit: »Gvatterchen, Ihr seid der Geschlagene, und ich bin die Nichtgeschlagene; es saß sich gut auf Euerm Rücken.« Und fort war sie. Der Wolf war schon sehr schwach, und so legte er sich hin und schlief. Und als er erwachte, spürte er einen Hunger wie seiner Lebtage noch nie. Er stand auf und ging, bis er an eine Wiese kam. Dort weidete eine Stute mit ihrem Fohlen. Der Wolf ging zu ihr hin und sagt: »Liebe Stute, gib mir das Fohlen, weil ich Hunger habe.«

Und die Stute sagt: »Ich gebe es dir, Wölfchen, ich gebe es dir; aber ich habe in meinem Fuß einen Dorn, und den Dorn mußst du mir herausziehen. Aber es darf mir nicht weh tun!«

Gut. Der Wolf setzte sich, nahm einen Pfriem und fing an zu bohren und stach die liebe Stute – sie, patsch! mit dem Huf dem Wolf eins drauf. Bevor der Wolf zur Besinnung kam, waren die Stute und das Fohlen davon.

Die Sonne sank hinter die Berge und Wälder, und der liebe Wolf hatte noch immer nichts zu essen gefunden. Da sieht er nicht weit weg einen Hof, und bei diesem Hof war ein Schafstall.

Gut. Der Wolf schlich hin und sagt: »Liebe Schäfchen, ich habe einen riesigen Hunger. Eines von euch muß ich haben!«

Und da meldete sich der Widder: »Gut, Wölfchen, aber unser Väterchen ist gestorben, und wir müssen ihm noch das Requiem singen. Hilf uns dabei, Wölfchen, hilf uns. Und das Schaf, das dann am wenigsten blökt, das soll dein sein.«

Die Schäfchen fingen an: »Bä, bä, bä!«

Und weil keines dem Wolf gehören wollte, blökte jedes, was es konnte, und der Wolf heulte dazu: »Hu, hu, hu!«

Aber den lieben Wolf erwartete Böses. Kaum hatten die Schäfer das Geschrei gehört, liefen sie rasch zum Schafstall, und wäre da nicht ein Fenster offen gewesen, der Wolf wäre sicher nicht mit heiler Haut davongekommen.

Der arme Wolf übernachtete hungrig im Wald. Früh kam er auf eine Wiese. Da weideten zwei Widder. »Liebe Widder«, sagt der Wolf, »einer von euch beiden gehört mir. Ich habe ja schon einen Tag und eine Nacht nichts gegessen.«

» Gut«, sagen die Widder, »aber wir streiten uns wegen dieser Wiese, und das mußt du zwischen uns entscheiden. Setz dich in die Mitte, und wir gehen jeder an ein Ende, und wer früher bei dir ist, dem gehört die Wiese; den andern friß auf.«

Gut. Wie sie es gesagt hatten, so machten sie es. Der Wolf sitzt in der Mitte, die Widder rannten los und rums! auf den lieben Wolf, daß er sich überschlug und nichts mehr von sich wußte. Bevor er wieder zur Besinnung kam, waren die Widder auf und davon. Der liebe Wolf schlich sich in den Wald und setzte sich auf eine umgestürzte Eiche und stöhnte: »Ach Gott, ach Gott, nun bin ich Doktor gewesen, Kantor und Richter, und jetzt bin ich nicht einmal wert, daß ich ehrlich wie meine Brüder sterbe!« Da fiel ein Schuß, und der Wolf stürzte tot zur Erde. Der Jäger hatte gut auf ihn gezielt.

### *Tschechisches Märchen*

#### **Wolf, Löwe und Bär**

Zu der Zeit, als die Welt mit Brettern verschlagen war und die Spatzen in Gamaschen gingen, trug der Wolf auch Briefe aus. Als er nun schon so lange Briefe ausgetragen hatte, daß die Vorderpfoten bis unter die Knie abgewetzt waren, wollte er nicht mehr länger austragen und sagte, er werde das Glück in der Welt suchen.

So ging er, ging und kam in den Wald und traf den Löwen. »Komm, Kamerad«, sagte er zu dem Löwen, »komm mit das Glück suchen!«

Und sie gingen. Sie waren noch nicht aus dem Wald heraus, da trafen sie den Bären. Da sagte der Wolf zum Bär: »Komm mit uns, Kamerad. Wir gehen das Glück suchen.«

«Nun gut!« brummte der Bär und ging mit ihnen. So waren sie jetzt drei und gingen zu dritt.

Als sie so zu dritt gingen, kamen sie zu einer Hütte, und dort hackte ein Mensch Holz. Sie sagten zu ihm: »Was willst du, Mensch – das Leben oder den Tod?«

Der Mensch erschrak, aber als er nachgedacht hatte, sagte er: »Liebe Brüder, so geht das nicht! jeder Mensch darf sich vor seinem Tod etwas wünschen, was er noch gern hätte. Ihr müßt auch mir erlauben, daß ich mir noch etwas wünsche und vergönne. Ich habe da ein Essen vorbereitet, Bratwürste mit Soße, vergönnt mir noch, die zu essen.«

Der Mensch machte sich nun ans Essen. Und als er zu essen anfang, stellte sich der Löwe hinter ihn, der Wolf und der Bär zu seinen Seiten, und das mit der Absicht, ihn zu zerreißen, wenn er gegessen hat. Als der Mensch so aß, da, denkt euch, steckt er von den Bratwürsten einzelne Stücke den Tieren zu. Dem Bären schmeckte das außerordentlich, er leckte sich das Maul, der Wolf lobte es sehr und der Löwe auch.

Nachdem der Mensch gegessen hatte und sah, wie sich alle das Maul leckten, sagte er: »Hat es euch geschmeckt? Das freut mich! Und jetzt wollt ihr mich fressen?«

Der Löwe als der Vornehmste sagte: »Jawohl, aber wenn du uns sagst, wo wir das, was du Bratwürste nennst, bekommen können, dann wollen wir dich verschonen.«

Der Mensch öffnete einen kleinen Stall und zeigte ihnen sein Jungschwein. »Nun ja«, sagte er, »hier, aus dem sind sie gemacht! «

Da hat euch der Wolf das Schwein gepackt und gleich zerrissen. »So, jetzt mach uns solche Bratwürste!« befahl er dem Menschen.

Dem Menschen war es ja nicht gerade lieb, daß sie ihm das Schwein getötet hatten, aber er dachte sich: „Es ist doch besser das Schwein ist hin als ich.“ Und laut sagte er: »Da brauchen wir aber was zum Zubereiten, Brüder, anders geht das nicht, da müßt ihr mir helfen.«

Und da nannte er ihnen Dinge, die für Blutwürste, Leberwürste und Bratwürste nötig sind. Der Löwe und der Wolf boten sich gleich an, alles zu besorgen. Daher befahl der Mensch dem Lö-

wen, er solle in die Stadt gehen und dort Töpfe, Buchweizenbrei und Gewürze, Pfeffer, Salz und alles, was nötig ist, einkaufen.

So ging der Löwe in die Stadt und kam in den Laden zu dem Weib mit den Töpfen; die erschrak und lief aus Angst davon, er packte die Töpfe und ging zum Kaufmann um das übrige. Aber der Kaufmann lief auch vor dem schrecklichen Tier davon, und der Löwe packte zusammen, was er wollte und brauchte, steckte es in die Töpfe und ging zurück. Der Wolf beschaffte unterdessen Petersilie, Schnittlauch, Zwiebel und Knoblauch.

Während diese beiden die Sachen für das Schlachtfest beschafften, hackte der Bär für den Menschen Holz. Aber der Mensch hätte das Schwein noch nicht geschlachtet, es tat ihm leid, weil es noch nicht ausgewachsen war. Er überlegte, wie er diese wilden Tiere loswerden könnte. Und das gelang ihm auch. Er ging zu dem Bären, der Holzscheite spaltete. Und der zog gerade einen großen Stamm heraus, um ihn zu spalten. »Warte«, sagte der Mensch, »wenn du so stark bist, steck doch deine Pratzen in den Spalt und zerreiß den Klotz!«

Der Bär steckte wirklich seine Pratzen da hinein, aber schon konnte er sie da nicht mehr herausziehen. Das nützte der Mensch aus, nahm das Beil und erschlug den Bären.

Da kehrte gerade der Löwe aus der Stadt zurück und sah den toten Bären, und er wagte sich nicht an den Menschen; er ließ die Töpfe Töpfe sein und rannte in den Wald. Dort traf er den Wolf mit der Petersilie, der Zwiebel und dem Knoblauch und sagte zu ihm: »Unser Kamerad, der Bär, ist schon tot, der Mensch hat ihn erschlagen. Er wird es mit dir so machen wie mit ihm, geh nicht erst hin!«

Da fürchtete sich auch der Wolf und ging nicht hin. Eine Weile gingen sie miteinander und jammerten über die menschliche Undankbarkeit, aber dann schieden sie, der Wolf ging den linken Weg und der Löwe schlug den rechten ein.

Als so der Löwe auf dem Weg ging, sah er ein Fohlen auf der Weide und dachte sich gleich: „Das wird ein Leckerbissen für mich!“ Und rasch wandte er sich ihm zu.

Als er nun zu ihm kam und sich zum Sprung bereitete, drehte sich das Fohlen um und patsch! dem Löwen mit den Hufen in die Zähne, daß ihm gleich vier Zähne ausfielen und er in den Graben rollte. „Das ist ein feiner Leckerbissen!“ dachte der Löwe, machte sich auf und ging weiter. Wie er da so ging, sah er nach einer Weile im Tal Schafe weiden. „Das wird ein hübsches Frühstück für mich!“ sagte der Löwe wieder zu sich. Er stahl sich in die Nähe der Schafe, aber der Widder, der die Herde führte, hatte ihn erblickt, ging ihm entgegen und krach! dem Löwen in das

wunde Maul, daß er vor Schmerz aufbrüllte. Er wandte sich und floh in den Wald, daß es hinter ihm nur so staubte.

Dort legte er sich unter einen Baum und jammerte über sein Unglück. Voller Kummer sagte er zu sich: „Da sollten doch lieber gleich Axte vom Himmel fallen und mich erschlagen! Was habe ich denn auf dieser Welt anderes als Undank.“

Und schaut nur! Er hatte es kaum zu Ende gedacht, da fiel vom Baum eine ganz große Axt gerade mit der Schneide dem Löwen auf den Kopf, so daß sie ihm den durchhackte. Und tot war er! Auf dem Baum hatte sich ein Holzfäller vor dem Löwen versteckt, und als er vor Angst zitterte, ließ er die Axt los, und die machte dem Leben des Löwen ein Ende.

Und wie und auf welche Weise erging es dem Wolf, werdet ihr fragen. Ich sage es euch kurz und gut: den hat im Wald ein Jäger erschossen.

So ein Glück haben also der Wolf, der Löwe und der Bär in der Welt gefunden, diese armen Kerle.

Und von dem Löwen aß ich Fleisch,  
und aß Brot aus Roggen fein,  
Josef, laß das Lügen sein!

### *Chinesisches Märchen*

#### **Die Höhle der Tiere**

Es war einmal eine Familie, die hatte sieben Töchter. Eines Tages ging der Vater aus, Holz zu suchen; da fand er sieben Wildenteneier. Er brachte sie nach Hause und dachte nicht daran, sie seinen Kindern zu geben. Er wollte sie selber mit seiner Frau essen. Abends wachte die älteste Tochter auf und fragte, was die Mutter da koche. Die Mutter sagte: »Ich koche Wildenteneier. Ich gebe dir eins; aber du mußt es nicht deinen Geschwistern verraten.« Und sie gab ihr eins. Da wachte die zweite Tochter auf und fragte die Mutter, was sie da koche. Sie sagte: »Wildenteneier. Wenn du's deinen Schwestern nicht verrätst, so will ich dir eins geben.« Und so ging es fort. Schließlich hatten die Töchter die Eier aufgegessen, und es waren keine mehr da.

Am Morgen war der Vater sehr böse auf die Kinder und sagte: »Wer geht mit zur Großmutter?« Er wollte aber die Kinder in die Berge führen und da von den Wölfen auffressen lassen. Die ältesten Töchter merkten es und sagten: »Wir gehen nicht mit.« Aber die zwei jüngsten sagten: »Wir gehen mit.« Sie fuhren mit dem Vater fort. Als sie lange gefahren waren, sagten sie: »Wann sind wir denn bei der Großmutter?« Der Vater sagte: »Gleich.« Und

als sie ins Gebirge gekommen waren, sagte der Vater: »Wartet hier! Ich will voraus ins Dorf und es der Großmutter sagen, daß ihr kommt.«

Da fuhr er mit dem Eselswagen weg. Und sie warteten und warteten, und der Vater kam nicht. Endlich dachten sie, daß der Vater sie nicht mehr holen würde und sie allein im Gebirge gelassen hätte. Und sie gingen immer tiefer ins Gebirge hinein und suchten ein Obdach für die Nacht. Da sahen sie einen großen Stein. Den suchten sie sich aus als Kopfkissen und rollten ihn an die Stelle, wo sie sich zum Schlafen hinlegen wollten. Da sahen sie, daß der Stein die Tür einer Höhle war. In der Höhle war ein Lichtschein, und sie gingen hinein. Das Licht kam von vielen Edelsteinen und Kleinodien aller Art. Die Höhle gehörte einem Wolf und einem Fuchs. Die hatten viele Töpfe mit Edelsteinen und Perlen, die bei Nacht leuchteten. Da sagten sie: »Das ist aber eine schöne Höhle; wir wollen uns gleich in die Betten legen.« Denn es standen zwei goldne Betten mit goldgestickten Decken da. Und sie legten sich hin und schliefen ein. Nachts kamen der Wolf und der Fuchs nach Hause. Und der Wolf sprach: »Ich rieche Menschenfleisch.« Der Fuchs sagte: »Ach was, Menschen! Hier können doch keine Menschen hereinkommen in unsre Höhle. Die ist doch so gut verschlossen.« Da sagte der Wolf: »Gut, dann wollen wir uns in unsre Betten legen und schlafen.« Der Fuchs sagte: »Wir wollen uns in die Kessel auf dem Herd legen. Da ist es noch ein bißchen warm vom Feuer.« Der eine Kessel war aus Gold, der andere aus Silber. Da legten sie sich hinein.

Als die Mädchen früh aufstanden, da sahen sie den Fuchs und den Wolf liegen und bekamen große Angst. Und sie deckten die Kessel zu und taten viele große Steine darauf, so daß der Wolf und der Fuchs nicht mehr heraus konnten. Dann machten sie Feuer. Der Wolf und der Fuchs sagten: »Oh, wie schön warm wird es am Morgen! Wie kommt das bloß?« Endlich wurde es ihnen zu heiß. Sie merkten, daß die zwei Mädchen Feuer gemacht hatten, und sie riefen: »Laßt uns heraus! Wir wollen euch viele Edelsteine und viel Gold geben und wollen euch nichts tun.« Die Mädchen aber hörten nicht auf sie und machten das Feuer nur immer größer. Da starben der Wolf und der Fuchs in den Kesseln.

So lebten die Mädchen viele Tage glücklich in der Höhle. Den Vater aber ergriff wieder Sehnsucht nach seinen Töchtern, und er ging ins Gebirge, sie zu suchen. Er setzte sich gerade auf den Stein vor der Höhle um auszuruhen und klopfte die Asche aus seiner Pfeife. Da riefen die Mädchen von innen: »Wer klopft an

unsre Tür?« Da sagte der Vater: »Ist das nicht die Stimme meiner Töchter?« Die Töchter riefen: »Ist das nicht die Stimme unseres Vaters?« Da machten sie den Stein auf und sahen, daß es ihr Vater war, und der Vater freute sich, daß er sie wiedersah. Und er wunderte sich, wie sie in diese Höhle voll Perlen und Edelsteinen gekommen seien. Und sie erzählten ihm alles. Da holte der Vater Leute herbei, die sollten ihm die Edelsteine nach Hause tragen helfen. Und als sie zu Hause ankamen, verwunderte sich die Frau, wo sie denn alle diese Schätze her hätten. Da erzählten der Vater und die Töchter alles, und sie wurden eine sehr reiche Familie und lebten glücklich bis an ihr Ende.

### **Das Rotkäppchen**

*MÄRCHEN von Ludwig Bechstein*

Es war einmal ein gar allerliebstes, niedliches Ding von einem Mädchen, das hatte eine Mutter und eine Großmutter, die waren gar gut und hatten das kleine Ding so lieb. Die Großmutter absonderlich, die wußte gar nicht, wie gut sie's mit dem Enkelchen meinen sollte, schenkt' ihm immer dies und das und hatte ihm auch ein feines Käppchen von rotem Sammet geschenkt, das stand dem Kind so überaus hübsch, und das wußte auch das kleine Mädchen und wollte nichts andres mehr tragen, und darum hieß es bei alt und jung nur das Rotkäppchen. Mutter und Großmutter wohnten aber nicht beisammen in einem Häuschen, sondern eine halbe Stunde voneinander, und zwischen den beiden Häusern lag ein Wald. Da sprach eines Morgens die Mutter zum Rotkäppchen: »Liebes Rotkäppchen, Großmutter ist schwach und krank geworden und kann nicht zu uns kommen. Ich habe Kuchen gebacken, geh und bringe Großmutter von dem Kuchen und auch eine Flasche Wein, und grüße sie recht schön von mir, und sei recht vorsichtig, daß du nicht fällst und etwa die Flasche zerbrichst, sonst hätte die kranke Großmutter nichts. Laufe nicht im Walde herum, bleibe hübsch auf dem Wege, und bleibe auch nicht zu lange aus.«

»Das will ich alles so machen, wie du befiehlest, liebe Mutter«, antwortete Rotkäppchen, band ihr Schürzchen um, nahm einen leichten Korb, in den es die Flasche und den Kuchen von der Mutter legen ließ, und ging fröhlichen Schrittes in den Wald hinein. Wie es so völlig arglos dahinwandelte, kam ein Wolf da-

her. Das gute Kind kannte noch keine Wölfe und hatte keine Furcht. Als der Wolf näher kam, sagte er: »Guten Tag, Rotkäppchen !«

»Schönen Dank, Herr Graubart!«

»Wo soll es denn hingehen so in aller Frühe, mein liebes Rotkäppchen?« fragte der Wolf.

»Zur alten Großmutter, die nicht wohl ist!« antwortete Rotkäppchen.

»Was willst du denn dort machen? Du willst ihr wohl was bringen?«

»Ei, freilich, wir haben Kuchen gebacken, und Mutter hat mir auch Wein mitgegeben, den soll sie trinken, damit sie wieder stark wird.«

»Sage mir doch noch, mein liebes scharmantem Rotkäppchen, wo wohnt denn deine Großmutter? Ich möchte wohl einmal, wenn ich an ihrem Hause vorbeikomme, ihr meine Hochachtung an den Tag legen«, fragte der Wolf.

»Ei, gar nicht weit von hier, ein Viertelstündchen, da steht ja das Häuschen gleich am Walde, Ihr müßt ja daran vorbeigekommen sein. Es stehen Eichenbäume dahinter, und am Gartenzaun wachsen Haselnüsse!« plauderte das Rotkäppchen.

O du allerliebste, appetitliche Haselnüßchen du – dachte bei sich der falsche, böse Wolf. Dich muß ich knacken, das ist einmal ein süßer Kern. – Und tat, als wolle er Rotkäppchen noch ein Stückchen begleiten, und sagte zu ihm: »Sieh nur, Wie da drüben und dort drüben so schöne Blumen stehen, und horch nur, wie allerliebste die Vögel singen! Ja, es ist sehr schön im Walde, sehr schön, und wachsen so gute Kräuter hierinnen, Heilkräuter, mein liebes Rotkäppchen. «

»Ihr seid gewiß ein Doktor, werter grauer Herr?« fragte Rotkäppchen. »Weil Ihr die Heilkräuter kennt. Da könntet Ihr mir ja ein Heilkraut für meine kranke Großmutter zeigen!«

»Du bist ein ebenso gutes als kluges Kind!« lobte der Wolf. »Ei, freilich bin ich ein Doktor und kenne alle Kräuter, siehst du! Hier steht gleich eins, der Wolfsbast, dort im Schatten wachsen die Wolfsbeeren, und hier am sonnigen Rain blüht die Wolfsmilch, dort drüben findet man die Wolfswurz.«

»Heißen denn alle Kräuter nach dem Wolf?« fragte Rotkäppchen. »Die besten, nur die besten, mein liebes, frommes Kind!«



sprach der Wolf mit rechtem Hohn. Denn alle, die er genannt, waren Giftkräuter. Rotkäppchen aber wollte in ihrer Unschuld der Großmutter solche Kräuter als Heilkräuter pflücken und mitbringen, und der Wolf sagte:

»Lebewohl, mein gutes Rotkäppchen, ich habe mich gefreut, deine Bekanntschaft zu machen; ich habe Eile, muß eine alte schwache Kranke besuchen!«

Und damit eilte der Wolf von dannen und spornstreichs nach dem Hause der Großmutter, während das Rotkäppchen sich schöne Waldblumen zum Strauße pflückte und die vermeintlichen Heilkräuter sammelte.

Als der Wolf an das Häuschen der Großmutter des Rotkäppchens kam, fand er es verschlossen und klopfte an. Die Alte konnte nicht vom Bette aufstehen und nachsehen, wer da sei, und rief: »Wer ist draußen?«

»Das Rotkäppchen!« rief der Wolf mit verstellter Stimme. »Die Mutter schickt der guten Großmutter Wein und auch Kuchen! Wir haben gebacken!«

»Greife unten durch das Loch in der Türe, da liegt der Schlüssel!« rief die Alte, und der Wolf tat also, öffnete die Türe, trat in das Häuschen, in das Stübchen, und verschlang die Großmutter ohne weiteres – zog ihre Kleider an, legte sich in ihr Bett, zog die Decke über sich her und die Bettvorhänge zu. Nach einer Weile kam das Rotkäppchen; es war sehr verwundert, alles so offen zu finden, da doch sonst die Großmutter sich selbst gern unter Schloß und Riegel hielt, und wurd ihm schier bänglich um das junge Herzchen.

Wie das Rotkäppchen nun an das Bett trat, da lag die alte Großmutter, hatte eine große Schlafhaube auf und war nur wenig von ihr zu sehen, und das wenige sah gar schrecklich aus. »Ach, Großmutter, was hast du so große Ohren?« rief das Rotkäppchen.

»Daß ich dich damit gut hören kann!« war die Antwort.

»Ach, Großmutter! Was hast du für große Augen!«

»Daß ich dich damit gut sehen kann!«

»Ei, Großmutter, was hast du für haarige große Hände!«

»Daß ich dich damit gut fassen und halten kann!«

»Ach, Großmutter, was hast du für ein so großes Maul und so lange

Zähne!«

»Daß ich dich damit gut fressen kann!«

Und damit fuhr der ganze Wolf grimmig aus dem Bette heraus und fraß das arme Rotkäppchen. Weg war's.

Jetzt war der Wolf sehr satt, und es gefiel ihm sehr im Stübchen der Alten und in dem weichen Bett, und er legte sich wieder hin und schlief ein und schnarchte, daß es klang, als schnarre ein Räderwerk in einer Mühle.

Zufällig kam ein Jäger vorbei, der hörte das seltsame Geräusch und dachte: Ei, ei, die arme alte Frau da drinnen hat einen bösen Schnarcher am Leib, sie röchelt wohl gar und liegt im Sterben! Du mußt hinein und nachsehen, was mit ihr ist. – Gedacht, getan; der Jäger ging in das Häuschen, da fand er den Herrn Isegrim im Bette der Alten liegen, und die Alte war nirgends zu erblicken. »Bist du da?« sprach der Jäger und riß die Kugelbüchse von der Schulter. »Komm du her, du bist mir oft genug entlaufen!«

Schon legte er an – da fiel ihm ein: halt – die Alte ist nicht da, am Ende hat der Unhold sie mit Haut und Haar verschlungen, war ohnedies nur ein kleines dürres Weiblein. Und da schoß der Jäger nicht, sondern er zog seinen scharfen Hirschfänger und schlitzte ganz sanft dem fest schlafenden Wolf den Bauch auf, da guckte ein rotes Käppchen heraus, und unter dem Käppchen war ein Köpfchen, und da kam das niedliche allerliebste Rotkäppchen heraus, und sagte: »Guten Morgen! Ach, was war das für ein dunkles Kämmerchen da drinnen!« Und hinter dem Rotkäppchen zappelte die alte Großmutter, die war auch noch lebendig, viel Platz hatten sie aber nicht gehabt im Wolfsbauch.

Der Wolf schlief noch immer steinfest, und da nahmen sie Steine, gerade wie die alte Geiß im Märchen von den sieben Geißlein, füllten sie dem Wolf in den Bauch und nähten den Ranzen zu, hernach versteckten sie sich, und der Jäger trat hinter einen Baum, zu sehen, was der Wolf endlich anfangen werde. Jetzt wachte der Wolf auf, machte sich aus dem Bett heraus, aus dem Stübchen, aus dem Häuschen, und humpelte zum Brunnen, denn er hatte großen Durst. Unterwegs sagte er »Ich weiß gar nicht, ich weiß gar nicht, in meinem Bauch wackelt's hin und her, hin und her, wie Wackelstein – sollte das die Großmutter und Rotkäppchen sein?« Und wie er an den Brunnen kam und trinken wollte, da zogen ihn die Steine, und er bekam das Übergewicht

und fiel hinein und ertrank. So sparte der Jäger seine Kugel; er zog den Wolf aus dem Brunnen und zog ihm den Pelz ab, und alle drei, der Jäger, die Großmutter und das Rotkäppchen, tranken den Wein und aßen den Kuchen und waren seelenvergnügt, und die Großmutter wurde wieder frisch und gesund, und Rotkäppchen ging mit ihrem leeren Körbchen nach Hause und dachte: du willst niemals wieder vom Wege ab und in den Wald gehen, wenn es dir die Mutter verboten hat.

*Schneider Hänschen und die wissenden Tiere*

## BECHSTEIN-MÄRCHEN

Ein Schuhmacher und ein Schneider sind einmal miteinander auf die Wanderschaft gegangen. Der Schuster hatte Geld, der Schneider aber war ein armer Schwartenhans. Beide hatten ein und dasselbe Mädchen lieb, welches Lieschen hieß und jeder gedachte, es zu heiraten, wenn er sich ein gutes Stück Geld verdient habe und Meister geworden sei. Der Schuster, Peter genannt, war aller Tücke voll und hatte ein schwarzes Herz, das Schneiderlein war gutmütig und leichtfertig, und sein Name war Hänschen. Erst hatte Hänschen nicht mit dem Peter zusammen wandern wollen, weil es kein Geld hatte, aber Peter, der auf eitel Bosheit gegen das Schneiderlein sann, weil jenes Lieschen das Hänschen gern sah und nicht den Peter, sann auf des Schneiderleins Verderben und sprach: »Komm nur mit mir, ich habe Batzen, ich halte dich frei, auch wenn wir keine Arbeit bekommen. Alle Tage wollen wir uns dreimal tüchtig satt essen und satt trinken. Ist dir das nicht recht?«

»Von satt essen und satt trinken bin ich ja ein Freund!« antwortete Hänschen, und beide schnürten ihre Ränzel und traten ihre Wanderschaft an. Neun Tage lang gingen sie und fanden nirgends Arbeit, zumal Peter keine finden mochte und, wenn auch Hänschen Arbeit hätte haben können, diesen immer verlockte, sie nicht anzunehmen, sondern mit ihm zu wandern. Nun, nach den neun Tagen sprach Peter: »Hänschen, mein Geld nimmt ab, soll es noch eine Weile reichen, so dürfen wir von jetzt an des Tages nur zweimal essen und trinken.«

»O weh!« seufzte Hänschen, »wird schon jetzt Schmalhans unser Wandergeselle? Wär ich doch nicht mit dir gegangen! Hungern konnt ich auch daheim! Dort hatt ich doch was Liebes, was mir den Hunger versüßt hätte!«

Peter, der während des Weitermarsches stets die Speisen kaufte, aß sich heimlich dicksatt, denn er hatte Geld genug dazu, aber Hänchen gab er täglich nur zweimal und hatte seine Freude daran, wenn seinem Gefährten der Magen murrte und knurrte und sich, nach dem Sprichwort, die Betteljungen in Hänchens Leibe prügelten.

So gingen abermals neun Tage hin, und noch immer fand sich keine Arbeit, da sprach Peter: »Liebes Hänchen, mit meinem Gelde wird es bald Matthäi am letzten sein – es langt wahrlich nimmer zu vier Mahlzeiten täglich, zwei für dich, zwei für mich. Mein Geldbeutel hat die galoppierende Schwindsucht. Schau her, es ist so dünn wie ein Spulwurm. Wir können von jetzt an uns nur einmal täglich sättigen.«

»Ach, ach Peterlein!« klagte Hänchen. »In welches Unglück hast du mich gebracht! Das halt ich ja nicht aus! Sieh mich doch nur an, ich bin ja schon so dünne und durchsichtig, daß ich schier kaum noch einen Schatten werfe. Wo soll denn das zuletzt hinaus?«

»Schnalle einen Schmachtriemen um!« lachte Peter. »Übe dich in der Tugend der Enthaltbarkeit. Tritt in einen Mäßigkeitsverein!« »Hat sich was einzutreten«, jammerte das Schneiderlein. »Ich meint, wir wären schon mitten in der Mäßigkeit!« Was half aber nun alles, es mußte gut tun, wohl oder übel; Hänchen hungerte tapfer, daß er aber nicht zunahm an Leibesfülle, kann sich jeder denken. Er wurde rasseldürr, und sein Angesicht bekam eine Farbe wie Hauszwirn. Und immer gab es keine Arbeit, und nun zumal erst recht nicht, denn die Meister sprachen: »Reise mit Gott, Bruder Mondschein! Wie kann so ein Kerlchen etwas Dauerbares nähen, dem sein ganzes eigenes Gestelle aus der Naht reißt? Schneider dürfen von Natur dünn sein, aber nur was recht ist – so dann, daß man sie statt Nähgarns einfädeln kann, dürfen sie doch nicht sein!«

Hänslein weinte heiße Tränen, wenn er solche lose Reden zu hören bekam, und der schlechte Peter frohlockte heimlich und innerlich darüber, und als wiederum neun Tage vergangen waren und Hänchen vor Hunger fast am Wege liegenblieb, da sprach der falsche Peter: »Bruderherz – es tut mir leid und schneidet mir in die Seele, daß ich's sagen muß, aber mein Geldbeutel ist jetzt ganz auf den Hund – mit Essen und Trinken bei Bäcker und Wirt ist es nun ganz und gar vorbei.«

»Daß's Gott erbarm!« schrie Hänschen. »Gar nicht mehr essen und trinken? Da steht mir der Verstand stille! Wer kann das aushalten? O wehe, wehe mir! Daß ich dir folgte! Wehe dir, daß du mich so verlockt hast!«

»Mein Himmel, wie du gleich außer dir geraten kannst, Hänschen!« rief Peter. »Als ob es nicht zu trinken vollauf gäbe!«

»Wo? Wo?« rief Hänschen mit lechzender Zunge.

»Überall! Wasser, Bruderherz! Wasser!« lachte Peter. »Wasser ist sehr gesund, es verdünnt Blut und Säfte, es heilt die meisten Krankheiten, es stärkt die Glieder. Siehst du, ich muß ja auch Wasser trinken.«

»Aber Wasser ist kein Essen!« klagte Hänschen. »Von Luft kann ich nicht leben, also schaffe mir zu essen, oder ich muß ins Gras beißen und Erde kauen. Etwas muß ich zu kauen haben.«

»Nun, ich will zum Bäcker gehen und für das letzte Geld ein Brötchen kaufen, das will ich redlich mit dir teilen!« sagte der falsche Peter, hieß Hänschen auf einen Stein sitzen und ging zu einem Bäcker, kaufte dort vier Brötchen, aß drei davon gleich auf und trank einen Schnaps dazu – dann kam er wieder zu Hänschen.

»Aber Peter!« sprach das hungrige Schneiderlein: »Du bleibst sehr lange aus. Gib mir zu essen, die Ohnmacht wandelt mich an.«

»Ich habe erst warten müssen, bis das Brot sich abgekühlt hatte«, verteidigte sich Peter, »warmes Brot ist nicht gut in einen leeren Magen. Hier hast du deine Hälfte.«

»Peter, du riechst nach Schnaps!« sprach Hänschen. »So?« fragte Peter, »kann schon sein, drinnen trank einer, der stieß an mich und schüttete mir aus Ungeschick ein paar Tropfen auf mein Gewand.«

Hänschen verschlang sein halbes Brötchen mit Wolfshunger, stillte mit Wasser seinen Durst und wanderte weiter mit seinem treulosen Gefährten.

Beide sprachen fast nichts mehr miteinander. Als es bald Abend wurde und beide wieder durch ein Dorf kamen, ging Peter wie-

der zu einem Bäcker, aß sich satt und kam mit einem Brötchen aus dem Laden. Hans dachte, jener werde das Brötchen mit ihm teilen, aber Peter schob es in die Tasche.

Nach einer Weile sprach Hänschen, als sie das Dorf im Rücken hatten und in einen Wald gelangt waren: »Nun, Peter! Rücke heraus mit deinem Brötchen! Mich hungert äußerst.«

»Mich nicht«, antwortete Peter ganz kurz.

»Nicht?« schrie Hänschen erschrocken und blieb stehen, und seine Beine zitterten. »Unmensch, der du bist!«

»Vielfraß, der du bist!« höhnte Peter. »Bei dir trifft doch recht zu, was ich immer habe sagen hören: je dürrer ein Kerl ist, eine um so bessere Klinge schlägt er. Das Brötchen, das ich noch bei mir trage, ist, wie du sehr richtig bemerktest, mein Brötchen, und du bekommst nicht eine Krume davon, weil du gesagt hast Unmensch.«

»So muß ich ja Hungers sterben!« schrie Hänschen in Verzweiflung.

»Stirb in Gottes Namen!« antwortete Peter. »Die Leichenträger werden sich an dir keinen Schaden heben.«

»Aber ich bitte dich um Gottes willen!« jammerte Hänschen.

»Um was?« fragte Peter lauernd.

»Um die Hälfte deines Brötchens!« stammelte Hänschen.

»Umsonst ist der Tod – es hat mich mein allerletztes Geld gekostet. Wie viel Geld könnte ich noch haben, hätte ich mich nicht mit dir geschleppt und dich gefüttert!« sprach Peter aufs neue.

»Aber du selbst hast mich ja beredet, mit dir zu gehen!« warf Hänschen ein, doch machten Ärger und Hunger ihm schon schwer, die Worte hervor zu würgen. Seine Zunge klebte am Gaumen.

»Gibst du mir, so geb ich dir«, nahm Peter wieder das Wort. »Mir ist mein Brötchen so lieb wie meine Augäpfel, folglich ist

es zwei Augäpfel wert. Gib mir einen deiner Augäpfel für die Hälfte.«

»Gott im Himmel! Wie strafst du mich, daß ich diesem folgte!« wimmerte Hänschen, denn schreien konnte das arme Schneiderlein schon vor Schwäche nicht mehr – doch streckte es die Hand nach dem halben Brötchen aus und sättigte sich, und dann stach ihm Peter den einen Augapfel aus.

Am andern Tage wiederholte sich alles Traurige des vorigen Tages bei den zwei Wandergesellen. Peter kaufte wieder ein Brötchen und gab Hänschen nichts davon, und wollte das andere Auge Hänschens für dessen Hälfte haben.

»Aber dann bin ich ja stockblind!« jammerte das Schneiderlein. »Dann kann ich ja nicht mehr arbeiten! Ohne ein Auge mindestens kann ich doch nicht einfädeln!«

»Wer blind ist«, tröstete der hart- und schwarzherzige Peter mit heimlichem Hohne, »der hat es gut. Er sieht nicht mehr, wie böse, falsch und treulos die Welt ist; er braucht nicht mehr zu arbeiten, denn er hat eine triftige Entschuldigung, und einem armen Blinden gibt auch der Geizigste zur Not noch eine Gabe. Du kannst noch reich werden als blinder Bettler, während ich mich armselig durch die Welt schleppen muß.

Sollte dies eintreten, so werde ich zu dir kommen und du wirst mich noch als deinen besten Wohltäter segnen und deinen Reichtum mit mir teilen, wie ich bisher meine Armut mit dir geteilt habe.«

Hänschen vermochte auf diese teuflische Rede gar nichts mehr zu erwidern – er ließ alles mit sich geschehen und gab, um nur nicht Hungers zu sterben, dem treulosen Gefährten auch den zweiten Augapfel preis. Und als das geschehen war und Hänschen hoffte, daß der Peter ihn nun leiten und führen werde, sprach dieser: »Nun gehabe dich recht wohl, mein gutes dummes Hänschen! Hier habe ich dich haben wollen. Hier ist Bettelmanns Umkehr. Jetzt wandre ich wieder heim und heirate unser Lieschen. Ätsch! Siehe du zu, wohin du kommst!«

Fort ging Peter, und Hänschen schwanden vor Körper und Seelenschmerz eine Zeitlang völlig die Sinne, so daß er umsank und wie tot am Wege lag.

Da kamen drei Wanderer des Weges daher, aber keine zweibeinigen, sondern

zufällig vierbeinige, das waren ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs. Sie berochen den Ohnmächtigen, und der Bär brummte: »Dieses Manntier ist tot! Mögt ihr ihn? Ich mag ihn nicht!«

»Ich habe vor einer Stunde erst ein frisches Schaf verspeist, habe justament jetzt keinen Hunger, auch ist ja der Kerl so dürr und so hart wie ein Baumast!« sprach der Wolf. »Da wäre mir leid um meine Zähne, die ich weiter brauche.«

»Dieser Held muß ein Schneider gewesen sein!« spöttelte der Fuchs. »Mir ist eine fette Gans lieber als ein dürrer Schneider. Wäre er ein Kürschner gewesen, so würde ich ihm die Nase abbeißen – so aber liegt er mir gut. Er ist ja blind gewesen, der hat gewiß nie einen Fuchs geschossen.«

Das arme Schneiderlein kam wieder zu sich, merkte seine Gesellschaft und hielt den Odem an sich, so gut es ging, während die drei Tiere sich gar nicht weit von ihm behaglich ins Grüne lagerten.

»Blind zu sein, ist ein großes Unglück«, sprach der Fuchs, »sowohl für uns edle Tiere als für die schlechten zweibeinigen Gabeltiere, die sich Menschen nennen und sich so klug dünken und so fürchterlich dumm sind, daß sie gar nichts wissen. Wüßten sie, was ich weiß, so gäb es keine Blinden mehr.«

»Oho!« rief der Wolf. »Ich weiß auch, was ich weiß. Wüßten das die Manntiere in der nahen Königsstadt, so litten sie nicht den gebrannten Durst, den sie leiden, und kauften nicht ein Schnapsgläschen voll Wasser um eine Krone.«

»Hm hm!« brummte der Bär. »Unsereiner ist auch nicht auf den Kopf gefallen. Auch mir ist ein Geheimnis kund. Sagt ihr mir das eure, sage ich euch das meine, aber bei Leib und Leben darf keiner von uns den andern verraten.«

»Nein das dürfen und wollen wir nicht tun!« gelobte der Fuchs. »Es muß einer dem andern feierlich die rechte Pfote darauf geben!« bekräftigte der Wolf.

»Topp, es gilt!« sprach Petz, und hielt seine haarige Tatze hin, und wie die andern einschlugen, so drückte und schüttelte der Bär zum Spaß ihre Pfoten so, daß sie vor Schmerz laut aufheul-ten, davon dem blinden Schneiderlein angst und bange wurde.



»Ich weiß«, begann der Fuchs, als der Bär ihn ob seines Zartgefühles ausgelacht und wieder begütigt hatte, »daß heute eine besonders heilige Nacht ist; in dieser fällt Himmelstau auf Gras und Kraut. Wer blind ist, darf nur mit dem Tau seine Augen salben, so wird er wieder sehend, und selbst wenn er keine Augäpfel mehr hat, so bekommt er neue.«

»Das ist ein schönes Geheimnis«, sprach der Wolf, »meins ist aber auch nicht zu verachten. In der Königsstadt ist das Wasser ausgeblieben, und die Leute dort leben jetzt fast nur vom Geist, wenigstens sagen sie so, wenn es aber noch ein Weilchen so fort geht, so werden sie ihren Geist ganz aufgeben müssen. Gleichwohl haben sie Wasser die Fülle unter sich und wissen's nur nicht. Auf dem Markte mitten im Pflaster liegt ein Grauwackenstein, wenn der aufgehoben wird, so wird ein Wasserputzturmhoch aus dem Boden springen. Ach, wie froh würden die Residenzstädter sein, und wie heilsam wär es ihnen, wenn sie wieder Wasser hätten. Daß aber keiner von euch es ihnen sagt, sonst beiße ich jedem die Zunge im Maule ab!«

»Nichts wird gesagt, Bruder Isegrimm!« sprach Herr Braun und brummelte: »Was ich weiß, ist dieses: Seit sieben Jahren kränkelt des Königs einzige Tochter, und kein Doktor kann ihr helfen, weil keiner weiß, was ihr fehlt, wie wunderklug sich auch alle dünken. Gar manchen Rat gaben schon insgeheim des Königs Geheimräte, aber es ist nichts Rätliches davon an den Tag gekommen. Die Krankheit der Königstochter ist so gestiegen, daß der König verheilen hat, sie dem zur Gemahlin zu geben, der ihr hilft, um sie nur beim Leben erhalten zu sehen; es kann aber keiner helfen, der das nicht weiß, was ich weiß.«

»Du machst uns neugierig, hochgnädiger Herr König Braun!« sprach der Wolf, und Petz brummte: »Nur Geduld, es kommt schon noch. Werdet doch ein wenig warten gelernt haben?« Darauf schnaubte der Bär erst einmal gehörig aus und fuhr dann fort: »Die Prinzessin Königstochter sollte in der Kirche ein Goldstück in den Opferstock werfen, sie war aber noch sehr jung und befangen und ängstlich und schämte sich vor den vielen Leuten in der Kirche und warf das Goldstück etwas ungeschickt, daß es daneben und in eine Spalte fiel. Darauf wurde sie von ihrer Krankheit befallen, die nicht früher enden wird, bis man das Goldstück hervorzieht und in die Ritze des Opferstockes einwirft. Solche Kur ist kinderleicht, es dürfte nur einer hingehen und das Goldstück suchen.«

Als die Tiere sich einander so ihre Geheimnisse mitgeteilt hatten, erhoben sie sich aus ihrer Ruhe und gingen weiter; Hänschen aber war heilfroh über das, was er gehört hatte. Er bestrich sich eilend mit dem bereits gefallenem Himmelstau die Augen, da wuchsen ihm neue klare Augäpfel, und er sahe die goldenen Sterne am Himmel blinken und die dunklen Wipfel der Waldesbäume. Bald brach der Morgen an, und Hänschen sah nun Weg und Steg und wanderte, neu gestärkt, der Straße entlang. In einigen Dörfern, durch die er kam, erfocht er so viel, daß er seinen neuerwachten Hunger und Durst stillen konnte, und endlich kam er in die Stadt, in welcher der Wassermangel so groß war, daß alle Leute Wein und viele Schnäpse tranken, welche sie Likör nannten.

Hänschen hatte kein Geld für Liköre; er trat zu einer Wirtin und bat, ihm ein großes Glas Wasser zu reichen. Die Wirtin sah ihn dafür sehr groß an und schalt: »Seh mir einer den Lump! Hat nicht einmal Geld, einen Likör zu bezahlen, und will Wasser zechen! Meint der Mosjö, Herr von Fadenschein, das Wasserquelle nur so für nichts und wieder nichts? Es koste kein Geld? O weit gefehlt. Wisch Er sich das Maul von wegen dem Wasser; Wein oder Likör kann Er haben, mit Wasser kann ich nicht dienen, zumal in so großer Menge nicht.«

»Liegt man hier wirklich so krank an der Wassersucht, wie ich draußen vernommen?« fragte Hänschen. »Ei, wozu habt ihr denn hier Magistrat und Gemeinderat? Ist kein Moses im Stadtrate, der Wasser aus dem Felsen schläge? Eure Krankheit wollte ich bald kuriert haben; ich bin ein Brunnenarzt.«

Diese Worte vernahmen einige junge Ratsherren, welche bei der Wirtin teils auch Liköre, teils Champagnerwein tranken; sie taten dies nur aus Ermangelung des Wassers, sonst würden sie es gewiß nicht getan haben, denn sie nannten den Champagner Gift und Äquinoktialsäure, und ohne die äußerste Not wird sicherlich niemand Gift oder solcherlei Säuren zu sich nehmen. Diese jungen Herren umringten Hänschen und fragten hastig, wie er es anstellen wolle, dem Mangel abzuhelpfen.

»Meine hochverehrtesten Herren«, sprach Hänschen, »wenn ich solanen Mangel allhier abstellen soll, so tut nötig sein, daß ich erst angestellt werde. Soll ich euch geheimen Rat erteilen, so würde eine mir zugeteilte kleine Geheimeratsbesoldung – so vier– bis sechstausend Talerchen alljährlich mich zu Dank ver-

gnügt machen. Dann solltet ihr Herren aber auch sehen, daß ich etwas leiste, was sich nicht von allen Geheimeräten rühmen läßt.«

Die jungen Ratsherren gaben dem Schneiderlein zu verstehen, es möge nicht sticheln und nicht so anzüglich reden, das könne man in der geistreichen Residenz nicht vertragen.

»Nanu!« entgegnete Hänschen. »Wenn ein Kleiderkünstler nicht mehr sticheln und anzüglich reden soll, da hört alles auf.«

Die Sache wurde nun im Gemeinderate und vom Magistrate reiflich erwogen, und alle Stimmen einigten sich in dem Rufe: »Wasser um jeden Preis – ehe wir im Sande totaliter vertrocknen!«

Der Magistrat stellte hierauf die Not gemeiner Stadt dem Könige vor und auch das Mittel zu deren Abhilfe und bat Seine Majestät, in Gnaden zu geruhen, für den fremden Brunnenarzt ein Geheimeratsdekret ausfertigen zu lassen, die Besoldung solle aus städtischen Mitteln gern bestritten werden. Der König willfahrete mit väterlicher Huld diesem Gesuche und ließ das Dekret ausfertigen, jedoch – durch Erfahrungen gewitzigt – mit dem Vorbehalte, daß selbes nicht eher in Kraft trete, bis hinlängliches Wasser geschafft sei – sonst solle es nichts gelten, da schon so viele Versprechungen von auswärts hergewanderten Fremdlingen zwar zu Wasser geworden seien, aber zu keinem nutzbaren. Hänschen begab sich nun in Begleitung einer schnell ernannten Wasserkommission auf den Markt, sah schon von weitem den grauen Quader – sprach zu den Technikern der Kommission: diesen Stein lasset ausbrechen, ihr Herren! – und als dies geschah, so rauschte plötzlich der Strahl eines Springbrunnens stark und mächtig und turmhoch in die Luft und quoll so viel Wasser aus, daß auf der Stelle in allen Kaufläden der Residenz die Preise der wasserdichten Zeuge um das Doppelte in die Höhe gingen.

Laut erscholl durch die ganze Königsresidenz das Lob des Wasserdoktors; fast hätte man ihn, wie den Schneider Hans Bockhold von Leiden, zum Propheten gemacht und ihn in Opern voll Pomp und Unsinn verherrlicht.

Noch desselben Tages wurde der neue Herr Geheimerat, der sich indessen mit Staatskleidern, Staatswagen und Dienerschaft versehen hatte, an den Hof gerufen und fuhr stolz in den Palast. Der

König sagte ihm vieles Freundliche und schenkte ihm in Anerkennung seines Verdienstes um die Haupt- und Residenzstadt einen schönen Orden, am gewässerten Bande zu tragen. Sehr bald lenkte sich das Gespräch auf die Krankheit der Königstochter, und der König fragte den neuen Geheimerat, ob er als geschickter Wasserdoktor vielleicht für die Prinzessin eine Brunnenkur heilsam finde. »Nein, Euer Majestät«, erwiderte der Geheimerat. »Einmal mit Wasser mich befaßt, und nicht wieder. Lasse mich Eure Majestät der Gnade teilhaft werden, Allerhöchstero Prinzessin Tochter zu sehen, so hoffe ich zuversichtlich den Sitz ihrer Krankheit zu ergründen.« Darüber war der König über alle Maßen froh und führte den Doktor selbst zu der kranken Prinzessin. Der fühlte ihr den Puls und sahe, daß sie sehr schön war. Dann sprach er: »Großmächtigster König, wenn die allerdurchlauchtigste Prinzessin genesen soll, so kann dies nicht durch irdische Medizin geschehen, sondern durch göttliche Hilfe; gestatten Allerhöchstdieselben, daß wir die Kranke in die Hofkirche tragen lassen, dort wird sie wohl genesen.« Dieser Vorschlag ward vom Könige alsbald gutgeheißen, denn er war sehr fromm und freute sich, einen so frommen neuen Geheimerat gewonnen zu haben. In der Kirche ließ sich der Heilkünstler von der Prinzessin den Opferstock zeigen, suchte nach und fand in einer Ritze das Goldstück. Dieses gab er der erleuchten Kranken in die Hand und ersuchte sie, dasselbe nun richtig in den Stock zu werfen. Selbiges tat die Prinzessin, und alsbald wurde sie völlig gesund und begann wie eine Rose aufzublühen. So führte sie nun der Geheimerat zu dem Könige. Was da für eine große Freude war, ist gar nicht zu schildern. Aus dem Geheimerat wurde alsbald rasch nacheinander ein Reichsrat, ein Standesherr, ein Graf, ein Fürst – und aus diesem ein Bräutigam der genesenen Prinzessin.

Nach der Hochzeit fahren die Neuvermählten auf einer Rundreise durch das Land, da kamen sie auch durch das Dorf, aus welchem der Fürst jüngst als Hänschen gewandert war. Da stand am Wirtshaus ein Scherenschleifer und schliff, und seine Frau drehte ihm das Rad – und da waren's der Peter und das Lieschen, die den Peter erst durchaus nicht haben wollte, ihn aber am Ende doch nahm, weil er ihr zuschwur, Hänschen werde sie nie wieder sehen. Hänschen kannte gleich den Peter am falschen Gesicht, rief dem Kutscher zu: »Halt!« und jenem rief er zu: »Peter!«

Peter horchte hoch auf – und fragte, was der Herr befehle. »Nichts befehlen will ich; Peter«, sprach Hans, »als daß du das

Hänschen in mir wiederkennen sollst, dem du zu so hohem Glücke verholfen hast. Dort im Walde fand ich armer Augenloser, durch dich augenlos – das blinde Glück, wie manche blinde Taube ihre Erbse. Dort unter einem Baume, an dem ich lag, suchte mich es heim. Hier hast du vieles Geld vom blinden Bettler, der wieder sehend und reich geworden ist! Fahre wohl, und fahr zu, Kutscher!«

Peter stand wie aus den Wolken gefallen, lange starrte er dem Prachtwagen nach, dann gab er seiner Frau das Geld, es aufzuheben, und sagte: »Dorthin muß ich auch – muß auch das blinde Glück finden.« Und alsbald rüstete sich Peter und wanderte, so rasch er wandern konnte, an jenen Ort, wo er am armen Hänschen die letzte treulose Tat beging. Ein Fuchs lief lange vor ihm her – an jenem Orte stand der Fuchs. Da kam von weitem ein Wolf entgegengesprungen. Rasch wandte Peter sich um, da trabte ein Bär des Weges daher. Voll Entsetzen klomm jetzt Peter am Baume empor, unter dem er Hänschen den letzten Augapfel ausgestochen hatte.

»Verräter! Verräter! Verräter, die ihr seid!« bellte der Fuchs, heulte der Wolf, brummte der Bär, und jeder beschuldigte den andern, das Geheimnis verplaudert zu haben, auf dessen Behütung sie einander doch alle drei die Pfote gegeben hatten, waren sehr bissig gegeneinander und gaben einander schlechte Titel. Endlich nahmen Bär und Fuchs gegen den Wolf Partei, der sollte zunächst der Verräter sein und dafür gehenkt werden, und alsbald drehte der Fuchs ein Seil und eine Schlinge aus Tannenreisig, der Bär hielt den Wolf fest, der Fuchs warf letzterem die Schlinge um den Hals und zog den Zappelnden in die Höhe. Der Wolf starrte stieren Auges empor, da sah er Peter im Gezweige des Baumes sitzen und heulte: »O falsche ungerechte Welt! Da droben sitzt er, der unser Geheimnis verraten hat!«

Jetzt sahen die andern beiden Tiere auch in die Höhe, ließen den Wolf fallen, und der Bär kletterte auf den Baum und holte den Peter herunter.

Drunten empfing ihn der Fuchs, der so fuchswild war, daß er ihm gleich beide Augen auskratzte. Dann würgte ihn der Wolf, und der Bär drückte ihn mausetot, darauf haben sie ihn zu dritt aufgefressen, daß kein Knöchelchen von ihm übrig geblieben ist.

### **Des Hundes Not**

*Bechstein-Märchen*

Es war ein Hund, der lag hungrig und kummervoll auf dem Felde, da sang über ihm eine Lerche ihr wonnigliches Lied. Als der Hund das hörte, da sprach er: „O du glückliches Vögelein, wie froh du bist, wie süß du singst, wie hoch du dich aufschwingst! Aber ich – wie soll ich mich freuen? Mich hat mein Herr verstoßen, seine Türe hinter mir versperrt, ich bin lahm, bin krank, kann kein Essen erjagen und muß hier Hungers sterben!“

Wie die Lerche den hungrigen Hund so klagen hörte, flog sie nahe zu ihm und sprach: „O du armer Hund! Mich bewegt dein Leiden, wirst du mir auch Dank wissen, wenn ich dir helfe, daß du satt wirst?“

„Womit, Frau Lerche?“ fragte der Hund mit matter Stimme, und die Lerche antwortete: „Sieh, dort kommt ein Kind gegangen, das trägt Speise zu jenem Ackersmann; ich will machen, daß es die Speise niederlegt und mir nachläuft, indes gehst du hinzu und ißt den Käse und das Brot und stillst deinen Hunger!“

Der Hund bedankte sich für dieses freundliche Anerbieten, und die Lerche flog nun dem Kind entgegen und begann es zu äffen. Bald lief sie vor ihm, bald flatterte sie auf dieser, bald auf jener Seite, bis das Kind dachte: „Die Lerche muß ich fangen.“ Die Lerche stellte sich flügelahm und ließ einen ihrer kleinen Flügel hängen wie gebrochen. Das Kind griff oft nach ihr, aber tat es vergebens mit der einen Hand, und da legte es sein Tüchlein nieder, darin es das Essen trug, und lief der Lerche nach, die immer voran in einen Grund flog; indessen erhob sich der Hund, hinkte nach dem Tuch und schnüffelte hinein, da lag ein Stück Brot, ein Quarkkäse und vier gute Eier, die fraß er ungesotten und ungeschält und danach den Käse, und das Brot nahm er mit, als er fort kroch und sich im Korn versteckte.

Die Lerche, als sie merkte, daß der Hund sein Teil hatte, flog in die Lüfte und sang lustig; das geäffte Kind aber verwünschte sie und noch viel mehr, als es sein Tüchlein leer fand. Weinend ging es zurück zu seiner Mutter, und ob es Schläge bekommen hat, weiß ich nicht; es wird aber wohl etwas dergleichen abgefallen sein.

Die Lerche flog zum Hund hin und fragte ihn, wie er sich jetzt befinde? Er sagte ihr schönen Dank, und nie sei ihm wohler gewesen. „Nur eine Bitte, liebe Frau Lerche, habe ich noch auf dem Herzen“, sprach er, „wer satt ist, der ist gern froh. O bitte,

erzählet mir noch etwas, davon ich ein wenig lachen und lustig werden kann.“

„Wohlan!“ sprach die Lerche. „Folge mir.“ Und da flog die Lerche voran, und der Hund folgte ihr zu einer Scheuer, auf deren Dachboden man von der Erde leicht gelangen konnte; da hinauf hieß die Lerche den Hund steigen und hinuntergehen, denn der Boden war schadhaft und durchgebrochen. Unten auf der Tenne standen zwei Kahlköpfe, die droschen; da setzte sich flugs die Lerche dem einen auf die Glatze, und flugs klapste der andere mit der Hand darauf, vermeinend, die Lerche zu fangen; das kluge Vöglein war aber schneller als er und flog zur Seite.

„Nun, Geselle, was soll das? Was schlägst du mich?“ fragte der erste Kahlkopf den andern. Der entschuldigte sich, daß ein Vöglein sich jenem auf den Kopf gesetzt, dieses habe er fangen wollen; habe der Klaps weh getan, sei es ihm leid. Indem setzte sich die Lerche auf die Glatze dessen, der eben sprach, und da schlug gleich der andere hin, so hart, daß der Kopf gewiß zersprungen, wenn er von Glas gewesen wäre, wenigstens brummte er dem Geschlagenen tüchtig. Nun ging gleich das Schelten los, und beide Drescher warfen ihre Flegel hin und wollten einander in die Haare. Weil sie nun keine Haare hatten, so konnte keiner dem anderen welche ausraufen, und so kratzten sie einander und stießen sich hart; da ging es Glatz wider Glatz und Kratz wider Kratz, auch zerrten sie sich an den Ohren, und darüber mußte der Hund so unbändig lachen, daß ihm ganz weh wurde, und er weder liegen noch stehen konnte, und da purzelte er vor Lachen von dem Boden hoch herunter, den Dreschern gerade auf die Kahlköpfe, daß sie stutzten, denn der Hund war schwer, und diese Art, Haare auf den Kopf zu bekommen, kam ihnen spanisch vor. Sie wandten ihren Zorn gleich vereint gegen den Hund, und da sie Drescher waren, so droschen sie ihn, so lange, bis er mit Ach und Krach durch ein Loch in der Scheuerwand und durch den Zaun fuhr, wobei ihm nicht nur das Lachen, sondern schier Hören und Sehen verging. Ganz mürb und krumm legte er sich in das Gras hinter den Zaun, und da kam die Lerche geflogen und fragte: „Edler Herr, wie befinden Sie sich?“

„Ach, Frau Lerche“, ächzte der Hund, „ich habe vollauf genug. Ich bin ein ganz geschlagener Mann! Ich glaube, meiner Treu, ich habe gar keinen Rücken mehr, die Drescher haben mir das Fell bei lebendigem Leibe abgeschunden und gegerbt. Ach, soll ich länger leben, so muß ich einen Wundarzt haben!“ „Wohl und getrost! Ich hole dir auch den, so es irgend möglich ist“, sprach die Lerche und flog von dannen.

Bald fand sie einen Wolf, den redete sie an: „Herr Wolf? Ihr habt wohl gar keinen Appetit?“ „Ach, Frau Lerche“, war die Antwort, „was das betrifft, so kann ich mit Wolfshunger dienen.“

„Nun, wenn Ihr mir es danken wollt“, sprach die Lerche weiter, „so wollte ich Euch wohl weisen, wo ein feister Hund liegt, der Euch kaum entrinnen wird!“

„O meine edle Königin, wie gnädig Ihr seid!“ schmeichelte und schmunzelte der Wolf und leckte sich die Zähne. Die Lerche flog vor ihm her, und er folgte ihr, und wie sie zu dem Hund kam, redete sie ihn an: „Nun, Geselle? Schläfst du? Willst du nicht den Arzt sehen? Richte dich auf, dort kommt der Doktor!“

„Wo? Frau Lerche, wo?“ fragte der Hund ganz müde; aber als er den Wolf sah, da schrie er: „Nein, Frau Lerche, nein! Diesen Doktor nicht! Haltet ihn zurück! Ich bin gesund!“ Und mit einem Satz war der Hund auf den Beinen und fort – daß ihm kein Zaun zu hoch und kein Graben zu breit war.

### **Von dem Wolf und den Maushunden**

#### *Bechstein-Märchen*

„Am Meeresgestade war eine Schar Wölfe, darunter war einer besonders blutdürstig, der wollte zu einer Zeit sich einen besondern Ruhm unter seinen Gesellen erwerben und ging in ein Gebirge, wo viele und mancherlei Tiere sich aufhielten, da zu jagen. Aber dieses Gebirge war umfriedet, und die Tiere waren da sicher vor anderen Tieren und wohnten in Eintracht beeinander; darunter war auch eine Schar Maushunde oder Katzen, die hatten einen König. Nun war der Wolf mit List durch das Gehege gekommen, verbarg sich und fing sich jeden Tag eine Katze und fraß sie. Das war den Katzen sehr leid und sie sammelten sich zur Beratung unter ihrem König, und da waren in sonderheit drei weise, einsichtsvolle Kater, die berief der König in seinen Rat und fragte den ersten um sein Votum gegen den schädlichen Wolf. Der erste Kater sprach: »Ich weiß keinen Rat gegen dieses große Ungeheuer, als uns in Gottes Gnade zu befehlen, denn wie möchten wir dem Wolf Widerstand tun?«

« Der König fragte den zweiten Kater, und dieser sprach: »Ich rate, daß wir gemeinschaftlich diesen Ort verlassen und uns eine andere ruhigere Stätte suchen, da wir hier in großer Trübsal, Leibes- und Lebensgefahr verweilen müssen.« Der dritte Kater



aber sprach auf des Königs Befragung: »Mein Rat ist, hierzu bleiben und des Wolfs halber nicht auszuwandern. Auch wüßte ich einen Rat, ihn zu überwinden.«

»Sage ihn«, gebot der König, und der Kater sprach weiter: »Wir müssen acht darauf haben, wenn der Wolf sich neuer Beute bemächtigt hat und wohin er sie trägt und verzehrt, dann mußt du, o König, ich und unsere Stärksten ihm nahen, als wollten wir das essen, was er übrigläßt, so wird er sich für ganz sicher halten und von uns sich nichts befürchten. Dann will ich auf ihn springen und ihm die Augen auskratzen, und dann müssen alle anderen über ihn herfallen, so daß er sich unserer nicht mehr erwehren kann, und es darf uns dabei nicht irren, daß einer oder der andere von uns das Leben einbüßt oder Wunden davonträgt; denn wir erlösen dadurch uns und unsere Kinder von dem Feind, und ein Weiser scheidet nicht feig und furchtsam von seinem Vatererbe; nein, er verteidigt es mit Leibes- und Lebensgefahr.« Diesen Rat hieß der König gut. Darauf geschah es, daß der Wolf einen guten Fang getan hatte, den er auf einen Felsen schleppte, und da führten die Katzen ihre Tat aus, die der tapfere weise Kater angeraten; und der Wolf mußte schämlich unter ihren Krallen und zahllosen Bissen sein Leben enden.“

„Dieses Beispiel“, fuhr Vogel Holgott fort, „sage ich dir, liebes Weib, damit du begreifst, daß treue Freundschaft hilfreich ist, und darum nehme ich gern Vogel Mosam zu meinem Freund und Gefährten mit.“ Als dieses das Weibchen hörte, jubilierte sie innerlich, daß ihr Anschlag so unverdächtig und nach ihres Herzens Wunsch ausging. Und da erhoben sich die drei Vögel nach jener lustigen Stätte; heßen im alten Nest die indes ausgebrüteten jungen zurück, bauten dort Nester und wohnten dort friedsam und freundlich bei reichlicher Nahrung eine Zeit miteinander. Und Vogel Holgott, der alt und schwach wurde, und sein Weib hatten den Vogel Mosam viel lieber in ihren Herzen, als er sie, wie sich gleich zeigen wird.

Es kam eine dürre heiße Zeit, daß alles verdorrte, und der See austrocknete, und die Fische starben; da sprach Vogel Mosam zu sich selbst: „Es ist ein schönes Ding um treue Kameradschaft, und es ist löblich, wenn Freunde zusammenhalten. Aber ein jeder ist doch sich selbst der Nächste. Wer sich selbst nichts nütze ist, wie soll der andern nützlich sein? Wer künftigen Schaden nicht voraussieht und ihn meidet, der wird ihm nicht entgehen, wenn er da ist. Nun sehe ich voraus, wie mir die Gesellschaft dieser Vögel Schaden und Abbruch tun wird, da von Tag zu Tag

die Nahrung sich mindert; und zuletzt werden sie mich verjagen. Mir aber gefällt es hier wohl, und ich könnte auch allein, ohne jener Gesellschaft hier wohnen; da wäre es wohl gut, wenn ich ihnen zuvorkäme, und mich ihrer entledigte, und zwar zuerst des Mannes, denn das Weib vertraut mir ganz, die zwingt mich dann ungleich leichter. Sie kann sogar den Mann töten helfen.“

Mit solchen argen und schändlichen Gedanken flog Vogel Mosam zu dem Weibchen und nahte ihr ganz traurig und niedergeschlagen. Die fragte ihn: „Warum sehe ich dich so traurig, mein Freund?“ und er antwortete: „Ich traure über die schwere Zeit und sehe schreckvoll daherschreiten des Hungers Gespenst. Und zumeist deinetwegen trauert mein Herz. Eines nur wüßt ich, das dir frommte, wenn mein Rat nicht unweise dir dünkt.“ „Welcher ist das?“ fragte das Weibchen, und Mosam sprach: „Bande der Freundschaft sind mehr wert als Bande der Blutsverwandtschaft, denn dies ist oft schädlicher als Gift. Ein Sprichwort sagt: Wer eines Bruders mangelt, der hat einen Feind weniger, und wer keine Verwandten hat, der hat keine Neider. Ich will dir etwas ansinnen, das dir nützlich sein wird, liebe Freundin, ob schon es dir hart ankommen wird, es zu vollbringen, und du wirst es mir als ein Unrecht auslegen, daß ich es dir offenbare, wenn auch es in meinen Augen geringfügig erscheint.“ Da sprach das Weibchen: „Deine Rede erschreckt mich, ich kann mir nicht denken, was du meinst, und glaube nicht, daß du mir Übels raten wirst. Doch wäre mir ein leichtes, den Tod zu erleiden um deinetwillen; darum so sprich! Denn wer nicht sein Leben einsetzt für einen treuen Freund, der ist sehr töricht, denn ein Freund ist immer nützlicher wie ein Bruder oder wie Kinder.“ jetzt sprach Mosam mit Arglist: „Mein Rat ist, daß du suchtest, deines alten schwachen Mannes los und ledig zu werden, für den du so mühevoll sorgen mußt; da wird dir Glück und Heil zureifen, und mir mit dir! Und frage nicht nach der Ursache dieses Rates, bis du ihn vollzogen hast, denn hätte ich nicht guten Grund dazu, so glaube mir, würde ich dir solches nicht anraten. Ich schaffe dir schon einen bessern und jüngern Mann, der dich immer lieben und beschützen wird. Und tust du nicht nach meinem Rat, so wird es dir gehen wie jener Maus, die auch guten Rat verachtete.“

### **Die Lebensgeschichte der Maus Sambar** *Bechstein-Märchen*

Ich bin geboren in dem Hause eines frommen Einsiedlers; es waren unsrer viele Geschwister, und außer meinen lieben verstorbenen Eltern lebten auch deren Geschwister, Vettern und Muhmen und deren Kinder allzumal in diesem Haus. Es fehlte uns niemals an Nahrungsmitteln aller Art, denn die guttätigen Leute in der Nachbarschaft trugen dem Einsiedler alle Tage Brot, Mehl, Käse, Eier, Butter, Früchte und Gemüse zu, viel mehr als er brauchte, darum, daß er für sie beten sollte. Ob er für sie gebetet, und ob das ihnen etwas geholfen hat, weiß ich nicht. Nun gönnte der Einsiedler mir und meinen Verwandten doch nicht alles und hing deshalb einen Korb mitten in seine Küche, wo wir nicht dazu konnten. Da ich mich aber schon als junges Mäuslein durch Mut, gepaart mit List und Vorsicht, vorteilhaft auszeichnete, so sprang ich von der nahen Wand dennoch in den Korb, aß, soviel mir nur schmeckte und warf das übrige meinen Verwandten herunter, die an jenem Tag einen wahren Festtag feierten.

Als der Einsiedler hereinkam und sah, was geschehen war, traf er Anstalt, den Korb noch höher zu hängen. Da besuchte ihn ein Wallbruder, den bewirtete er nach seinem Vermögen, und als sie miteinander gegessen und getrunken hatten, tat der Einsiedler die Speisereste in den Korb und hing ihn an den neuen Ort und gedachte, achtzuhaben, ob das Mäuslein auch da hineinkommen möchte? Indes begann der Gast zu reden und zu erzählen von seinen Fahrten zu Land und zu Meer und seinen Abenteuern, die er erlebt und bestanden, aber er nahm wahr, daß der Gastfreund immer nur mit halbem Ohr auf ihn hörte und immer dem Korbe mit Leib und Blicken halb zugewendet blieb. Da ward der Waller unwillig und sprach: „Ich erzähle dir die schönsten Abenteuer, und du achtest nicht darauf und scheinst keine Lust daran zu haben“ – „Mitnichten“, erwiderte der Einsiedler, „ich höre gar gern deine Reden, aber ich muß achthaben, ob die Mäuse wieder in den Speisekorb kommen, denn dieses Ungeziefer frißt mir alles weg, daß kaum etwas für mich übrigbleibt, und besonders ist eine, die springt in den Korb für alle andern.“ Damit meinte er mich, die kleine Sambar. Darauf sagte der Wallbruder: „Bei deiner Rede machst du mich der Fabel eingedenk von einer Frau, die zu ihrer Freundin sprach: Diese Frau gibt nicht ohne Ursache den ausgeschwungenen Weizen für den unausgeschwungenen.“ – „Wieso? Wie war das?“ fragte der Einsiedler, und der Waller sagte: „Laß dir erzählen.

Einstmals auf meiner Wanderschaft herbergte ich bei einem ehrenwerten

Mann, den hörte ich des Nachts, da ich nebenan schlief, zu seiner Frau sprechen: 'Frau, morgen will ich etliche Freunde zu Gaste laden.' Dem antwortete das Weib: 'Du vermagst nicht alle Tage Gäste zu haben und Wirtschaft zu machen; damit vertust du, was wir haben, und zuletzt bleibt uns im Haus und Hof gar nichts mehr.' Da sprach der Mann: 'Hausfrau, laß dir das nicht mißfallen, was mein Wille ist, besonders in solchen Sachen! Ich sage dir, wer allewege karg ist, und nur immer einnehmen und zusammenscharren, aber niemals wieder ausgeben will, und dessen, was er hat, nicht recht froh wird, der nimmt ein Ende, wie der Wolf.' 'Wie war denn das Ende von dem Wolf?' fragte die Frau, und ihr Mann erzählte: 'Es war einmal, so sagt man, ein Jäger, der ging nach dem Walde mit seinem Schießzeug, Pfeil und Armbrust, da begegnete ihm ein Rehbock, den schoß er und lud sich denselben auf, ihn heimzutragen. Darauf aber begegnete ihm ein Bär, der eilte auf ihn zu, und der Jäger, sich seiner zu erwehren, spannte in Eile die Armbrust, legte den Pfeil darauf, aber er vermochte nicht anzulegen, weil ihn der Rehbock hinderte und legte geschwind die Armbrust nieder, zückte sein Weidmesser und begann den Kampf mit dem Bären, und er rannte ihm das Messer durch den Leib in dem Augenblick, wo der Bär ihn umfaßte und ihn totdrückte. Wie der Bär die schwere Wunde fühlte, brüllte er und riß sie aus Wut noch weiter auf, so daß er sich bald verblutete. Abends ging ein Wolf des Wegs, der fand nun einen toten Rehbock, einen toten Bären und einen toten Jäger. Darüber ward er herzlich froh und sprach in seinem Herzen: Das alles, was ich hier finde, das soll alles mein bleiben, davon kann ich mich lange nähren. Meine Brüder sollen nichts davon bekommen. Vorrat ist Herr, sagt das Sprichwort. Heute will ich sparen und nichts davon anrühren, daß der Schatz lang dauert, obschon mich sehr hungert. Da liegt aber eine Armbrust, deren Sehne könnte ich abnagen. Und da machte sich der Wolf mit der gespannten Armbrust zu schaffen, die schnappte los, und der ausgelegte Strahl oder Bogenpfeil fuhr ihm mitten durchs Herz!' – 'Siehe, Frau', so fuhr der Mann fort, dem ich zuhörte, sprach der Wallbruder zu dem Einsiedler, von welchem das Mäuslein Sambar ihren Freunden, dem Raben und der Schildkröte erzählte: – 'Siehe, Frau, da hast du ein Beispiel, daß es nicht immer gut sei, zu sammeln, und das Gesammelte treue Freunde nicht mitgenießen lassen zu wollen. ' Darauf sprach die Frau: 'Du magst recht haben.' Als nun der Morgen kam, stand sie auf, nahm ausgehülsten Weizen, wusch ihn, breitete den aus, daß er trockne und setzte ihr Kind dazu, ihn zu hüten, und dann ging sie weiter zur Besorgung ihrer übrigen Geschäfte. Aber das

Kind tat, wie Kinder tun, es spielte und hatte nicht acht auf den Weizen, und da kam die Sau, fraß davon und verunreinigte den übrigen Weizen, den sie nicht fraß. Als die Frau hernach kam, und das sah, ekelte ihr vor dem übrigen Weizen, nahm ihn und ging auf den Markt und bot ihn feil gegen ungehülsten zu gleichem Maß. Da hörte ich eine Nachbarsfrau jener, die gesehen hatte, was vorgegangen war, spöttisch zu einer dritten sagen: 'Schau, wie gibt die Frau so wohlfeil gehülsten Weizen gegen den ungehülsten! Es hat alles seine Ursache.' – So ist's auch mit der Maus, von der du sagst, sie springe in den Korb für die andern Mäuse alle zusammen, und das muß wohl seine Ursache haben. Gib mir eine Haue, so will ich dem Mausloch nachgraben und die Ursache wohl finden.' – „Diese Rede hörte ich“, so erzählte Sambar weiter, „im Löchlein einer meiner Gespielinnen; in meiner Höhle aber lagen tausend Goldgulden verborgen, ohne daß ich noch der Einsiedler wußten, wer sie hineingelegt, mit denen spielte ich täglich und hatte damit meine Kurzweil. Der Waller grub und fand bald das Gold, nahm es und sprach: 'Siehe, die Kraft des Goldes hat der Maus solche Stärke verliehen, so keck in den hohen Korb zu springen. Sie wird es nun nicht mehr vermögen.'

Diese Worte vernahm ich mit Bekümmernis, und leider befand ich sie bald wahr. Als es Morgen wurde, kamen die andere Mäuse alle zu mir, daß ich sie, wie gewohnt, wieder füttere und waren hungriger als je; ich aber vermochte nicht, wie ich sonst gekonnt und getan, in den Korb zu springen, denn die Kraft war von mir gewichen, und alsbald sah ich mich von den Mäusen, meinen nächsten Freunden und Verwandten, ganz schnöd behandelt; ja sie besorgten sich, am Ende mir etwas geben und mich ernähren zu müssen, deshalb ging eine jede ihres Wegs, und keine sah mich mehr an, als ob ich sie auf das bitterste beleidigt hätte.“ „Da sprach ich zu mir traurig in meinem Gemüte diese Worte: Gute Freunde in der Not, gehn fünfundzwanzig auf ein Lot; soll es aber ein harter Stand sein, so gehen fünf auf ein Quintlein. Wer keine Habe hat, hat auch keine Brüder; wer keine Brüder hat, hat keine Verwandtschaft; wer keine Verwandtschaft hat, hat auch keine Freundschaft, und wer keine Freundschaft hat, der wird vergessen. Armut ist ein harter Stand; Armut macht das Leben krank. Keine Wunde brennt so heftig als Armut. Vieles Lob wird dem Reichen, wenn aber der Reiche arm wird, dann wird ihm doppelter und dreifacher Tadel; war er mild und gastfrei, so ist er ein Verschwender gewesen; war er edel und freisinnig, so heißt er nun stolz und streitsüchtig; ist er still

und verschlossen, so heißt er tiefs innig; ist er gesprächig, so heißt er ein Schwätzer. Tod ist minder hart als Armut. Dem armen Mann ist eher geholfen, wenn er seine Hand in den offenen Rachen einer giftigen Schlange steckt, als wenn er Hilfe begehrt von einem Geizhals.“

„Weiter sah ich nun, daß der Waller und der Einsiedler die gefundenen Goldgulden zu gleichen Hälften unter sich teilten und fröhlich voneinander schieden; und der Einsiedler legte sein Geld unter das Kopfkissen, darauf er schlief Ich aber gedachte, mir etwas davon anzueignen, um meine verlorene Kraft wieder zu ersetzen, aber der Einsiedler erwachte von meinem leisen Geräusch und gab mir einen Schlag, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf stand und wie ich in mein Loch kam. Dennoch hatte ich keine Ruhe vor meiner Gier nach dem Gold und machte einen zweiten Versuch; da traf mich der Einsiedler abermals so hart, daß ich blutete und todwund in meine Höhle entrann. Da hatte ich genug und dachte nur mit Schrecken an Gold und Geld und sagte mir vier Sprüche vor in meinen Schmerzen und in meiner Traurigkeit: Keine Vernunft ist besser als die, seine eigenen Sachen wohl betrachten und nicht nach fremden streben. Niemand ist edel ohne gute Sitten. Kein besserer Reichtum als Genügsamkeit. Weise ist der, welcher nicht nach dem strebt, was ihm unerreichbar ist. So beschloß ich, in Armut und edlem Sinn zu beharren, verließ des Einsiedlers Haus und wanderte in die Einöde. Dort richtete ich mir ein wohnlich Wesen ein und lernte die friedsame Taube kennen, die ihre Hilfe bei mir suchte, dadurch auch du, Freund Rabe, dich zu mir gesellt hast, der mir von seiner Freundschaft zu dir, Schildkröte Korax, viel erzählte, so daß ich gern Verlangen trug, dich kennenzulernen, denn es ist auf der Welt nichts Schöneres, als Gesellschaft treuer Freunde, und kein größeres Betrübnis gibt's, als einsam und freundlos sein.“

Damit endete das kluge Mäuslein Sambar seine Lebensgeschichte, und die Schildkröte nahm das Wort und sprach gar mild und freundlich: „Ich sage dir besten Dank für deine so lehrreiche Geschichte; viel hast du erfahren, und dein Schatz ist Weisheit geworden, die mehr ist als Gold. Nun vergiß hier bei uns dein Leiden und deinen Verlust und denke, daß das edle Gemüt man ehrt, auch wenn am irdischen Besitz es Mangel hat. Der Löwe, ob er schlafe, ob er wache, bleibt gefürchtet, und seine Stärke geht mit ihm, wohin er geht. Der Weise aber wechselt gern den Aufenthalt, auf daß er kennenlerne fremde Landesart, und zur Begleiterin erwählt er Gold nicht, nein – Vernunft.“

Wie der Rabe diese Worte hörte, freute er sich herzlich über die Einigung seiner Freundinnen und sprach zu ihnen freundliche Worte; indem so kam ein Hirsch gelaufen, und als die treuen Tiere ihn hörten, so flohen sie, die Schildkröte in das Wasser, die Maus in ein Wchlein, der Rabe auf einen Baum.

Und wie der Hirsch an das Wasser kam, erhob sich der Rabe in die Luft, zu sehen, ob vielleicht ein Jäger den Hirsch verfolge, da er aber niemand sah, so rief er seinen Freundinnen, und da kamen sie wieder hervor. Die Schildkröte sah den Hirsch am Wasser stehen mit ausgestrecktem Hals, als scheute er sich zu trinken, und rief ihm zu: „Edler Herr, wenn dich dürstet, so trinke; du hast hier niemand zu fürchten!“ Da neigte der Hirsch sein Haupt und grüßte die Schildkröte und näherte sich ihr, und sie fragte, woher er käme? Er antwortete: „Ich bin lange im wilden Walde gewesen, da habe ic2h gesehen, daß die Schlangen von einem Ende an das andere wandelten und habe Furcht gefaßt, es möchten Jäger den Wald einkreisen und bin hierher gewichen.“ Die Schildkröte sprach: „Hierher kam noch nie ein Jäger, darum fürchte dich nicht. Und willst du hier wohnen, so kannst du von unsrer Gesellschaft sein; es ist hier rings gute Weide.“ Das hörte der Hirsch gern und blieb auch da, und die Tiere erkoren einen Platz unter den Ästen eines schattenreichen Baumes, da kamen sie alle zusammen und erzählten einander von dem Laufe der Welt und auch schöne Märchen.

So kamen eines Tages die treubefreundeten Tiere auch zusammen, der Rabe, die Maus und die Schildkröte, aber der Hirsch blieb aus und fehlte. Da sorgten sie sich, ob ihm etwa von einem Jäger etwas begegnet wäre, und der Rabe wurde ausgesandt, nach ihm zu spähen und Botschaft zu bringen. Da sah er ihn nach einer Weile im Walde, nicht allzu fern von ihrem Aufenthalt, in einem Netz gefangen liegen, kam wieder und sagte das seinen lieben Gesellen an. Sobald die Maus das vernahm, bat sie den Raben, sie zum Hirsch zu tragen, und dort sprach sie zu ihm: „Bruder, wer hat dich so überwältigt? Man rühmet doch als der verständigsten Tiere eines dich!“ Darauf seufzte der Hirsch und sprach: „O liebe Schwester! Verstand schirmt nicht gegen den Urteilsspruch, der uns von oben kommt. Des Läufers Schnelle und des Starken Kraft zerreißt das Netz nicht, das Verhängnis heißt.“

Wie diese zwei noch redeten, kam die Schildkröte daher, sie war gekrochen, so schnell sie konnte; da wandte der Hirsch sich zu ihr und sprach: „O liebe Schwester, warum kommst du zu uns

her? Und welchen Nutzen bringt uns deine Gegenwart? Die Maus allein vermag mich zu erledigen, und naht der Jäger, so entfliehe ich gar leicht, der Rabe fliegt von dannen, und die Maus entschlüpft. Dir aber, die Natur gemachsam schuf, nicht schnellen Schritts, auch fluchtgewandt nicht, dir droht schmachvolle Gefangenschaft.“ Darauf antwortete die Schildkröte: „Ein treuer Freund, der auch Vernunft hat, wird sich nicht wert des Lebens dünken, wenn er um seine Freunde kam. Und wenn ihm nicht vergönnt ist, daß er helfe, so mag er trösten doch nach seinen Kräften. Das Herz aus seinem Busen zieht ein treuer Freund und reicht es seinem treuen Freunde dar.“

Als dies die Schildkröte noch sprach, während die Maus bereits das Netz eifrig zernagt hatte, hörten die Tiere den Jäger nahen, da entrann schnell der Hirsch, der Rabe entflog, die Maus entschlüpfte. Der Jäger aber fand sein Netz zernagt, erschrak, sah sich um und fand sonst niemand als die Schildkröte. Die nahm er, daß es Rabe und Maus mit Bedauern sahen, und band sie fest in einen Fetzen von dem Netz. Die Maus rief dem Raben zu: „O wehe, weh! Wenn einem Glück kommt, wartet er auf das folgende, und kommt ein Unglück, überfällt auch gleich ein zweites ihn. Trug ich nicht Leids genug an meines Goldes Verlust, und nun bin ich der liebgewordenen Schwester bar, sie, die mein Herz vor allem liebgewonnen hat. Weh mir, weh meinem Leib, der aus einem Trübsalsnetz ins andre rennt, und dem nichts anderes beschert ist als nur Widerwärtigkeit.“

Da sprachen Rabe und Hirsch zur Maus: „O kluge Freundin, klage nicht so sehr, denn Klagen ist nicht, was der Freundin frommt, und deine und unsre Trauer macht sie nicht von Banden frei. Ersinne Listen, wie wir sie befreien!“

Da sann das kluge Mäuslein Sambar eine Weile, dann sprach's: „Ich hab's. Du, Hirsch, gewinne schnell die Straße des Jägers und falle nahe dabei hin, wie halb tot, und du, Rabe, steh auf ihm, als ob du von ihm essest. Wenn das der Jäger sieht, so wird er, was er trägt, aus den Händen legen, dann schleppst du, Freund Hirsch, dich gemachsam etwas tiefer in den Wald, damit er dich verfolgt, indes zernage ich das Netz und mache unsere liebe Schwester frei.“

Dieser Ratschlag ward auch schnell ausgeführt. Der Hirsch und der Rabe eilten nun geschwind auf einem Umweg dem Jäger voraus und taten, wie ihnen die Maus geraten. Der Jäger war gierig, den Hirsch zu erreichen, und warf alles, was er trug, von sich; der Hirsch kroch ins Dickicht, der Rabe flog nach, und der Jäger lief nach, und die Maus zernagte das Netz der Schildkröte



und ging mit ihr nach Hause, dort fanden sie schon den Raben und den Hirsch, die schnell dem Jäger aus den Augen gekommen waren. Wie dieser nun zurückkehrte an den Ort, wo er seine Sachen hingeworfen hatte, die er noch dazu eine gute Länge suchen mußte, so fand er das Netz zernagt, und konnte sich nicht genug wundern. „Das muß der böse Teufel getan haben, und kein guter Geist!“ fluchte er, und dachte, daß böse Geister und Zauberer diese Gegend innehaben müßten, welche die Jäger in Tiergestalten äfften, ging furchtsam nach Hause und jagte nie mehr in diesem Wald. Und da wohnten nun die befreundeten Tiere miteinander in Ruhe, Eintracht und Glückseligkeit, und von Zeit zu Zeit kam auch die Taube in diese schöne Einsamkeit und besuchte die kluge Maus Sambar, ihre liebe Freundin, und brachte Neuigkeiten aus der Welt und allerlei schöne Geschichten, daran alle ihre Freude hatten.

*Bechstein-Märchen*

## **Brüderchen und Schwesterchen**

### Märchen der Brüder Grimm

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach ‘seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrig bleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch gehts besser: dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.’ Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen ‘Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen!’ Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliessen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen ‘Schwesterchen, mich dürstet, wenn ich ein Brunnlein wüßte, ich ging und tränk einmal; ich mein, ich hört eins rauschen.’ Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brunnlein suchen. Die böse Stief-

mutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünscht. Als sie nun ein Brunnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken: aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach 'wer aus mir trinkt, wird ein Tiger, wer aus mir trinkt, wird ein Tiger.' Da rief das Schwesterchen 'ich bitte dich, Brüderchen, trink nicht, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreiest mich.' Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte, und sprach 'ich will warten bis zur nächsten Quelle.' Als sie zum zweiten Brunnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach 'wer aus mir trinkt, wird ein Wolf, wer aus mir trinkt, wird ein Wolf!' Da rief das Schwesterchen 'Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Wolf und frisstest mich.' Das Brüderchen trank nicht, und sprach 'ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst, mein Durst ist gar zu groß.' Und als sie zum dritten Brunnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach 'wer aus mir trinkt, wird ein Reh, wer aus mir trinkt, wird ein Reh.' Das Schwesterchen sprach 'ach Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort.' Aber das Brüderchen hatte sich gleich beim Brunnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich 'sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen.' Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und tat es dem Rehchen um den Hals, und rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Tierchen und führte es weiter, und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange lange gegangen waren, kamen sie endlich an ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es 'hier können wir bleiben und wohnen.' Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends, wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehklbchens, das war sein

Kissen, darauf es sanft einschlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildnis waren. Es trug sich aber zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger durch die Bäume, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabei gewesen. 'Ach', sprach es zum Schwesterlein, 'laß mich hinaus in die Jagd, ich kanns nicht länger mehr aushalten', und bat so lange, bis es einwilligte. 'Aber', sprach es zu ihm, 'komm mir ja abends wieder, vor den wilden Jägern schließ ich mein Türlein; und damit ich dich kenne, so klopfe und sprich: mein Schwesterlein, laß mich herein; und wenn du nicht so sprichst, so schließ ich mein Türlein nicht auf.' Nun sprang das Rehchen hinaus, und war ihm so wohl und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Tier und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Als es dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach 'mein Schwesterlein, laß mich herein.' Da ward ihm die kleine Tür aufgetan, es sprang hinein und ruhte sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das ho, ho! der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach 'Schwesterchen, mach mir auf, ich muß hinaus.' Das Schwesterchen öffnete ihm die Türe und sprach 'aber zu Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein sagen.' Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halshand wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag, endlich aber hatten es die Jäger abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief 'mein Schwesterlein, laß mich herein', und sah, daß die Tür ihm aufgetan und alsbald wieder zugeschlossen ward. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König 'morgen soll noch einmal gejagt werden.'

Das Schwesterchen aber erschrak gewaltig, als es sah, daß sein Rehkälbchen verwundet war. Es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach 'geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst.' Die Wunde aber war so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte. Und als es die Jagd-

lust wieder draußen hörte, sprach es 'ich kanns nicht aushalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich keiner kriegen.' Das Schwesterchen weinte und sprach 'nun werden sie dich töten, und ich bin hier allein im Wald und bin verlassen von aller Welt, ich laß dich nicht hinaus.' 'So sterb ich dir hier vor Betrübnis', antwortete das Rehchen, 'wenn ich das Hifthorn höre, so mein ich, ich müßt aus den Schuhen springen!' Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Tür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern 'nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zuleide tut.' Sobald die Sonne untergegangen war, sprach der König zum Jäger 'nun komm und zeige mir das Waldhäuschen.' Und als er vor dem Türlein war, klopfte er an und rief 'lieb Schwesterlein, laß mich herein.' Da ging die Tür auf, und der König trat herein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen erschrak, als es sah, daß nicht das Rehlein, sondern ein Mann hereinkam, der eine goldene Krone auf dem Haupt hatte. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach 'willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau sein?' 'Ach ja', antwortete das Mädchen, 'aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß ich nicht.' Sprach der König 'es soll bei dir bleiben, so lange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen.' Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm aus dem Waldhäuschen fort.

Der König nahm das schöne Mädchen auf sein Pferd und führte es in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Stiefmutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern totgeschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und es ihnen so wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und ließen ihr keine Ruhe, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach 'eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt.' 'Sei nur still', sagte die Alte und sprach sie zufrieden, 'wenns Zeit ist, will ich schon bei der Hand

sein.' Als nun die Zeit herangerückt war, und die Königin ein schönes Knäblein zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag, und sprach zu der Kranken 'kommt, das Bad ist fertig, das wird Euch wohltun und frische Kräfte geben: geschwind, eh es kalt wird.' Ihre Tochter war auch bei der Hand, sie trugen die schwache Königin in die Badstube und legten sie in die Wanne: dann schlossen sie die Tür ab und liefen davon. In der Badstube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne junge Königin bald ersticken mußte.

Als das vollbracht war, nahm die Alte ihre Tochter, setzte ihr eine Haube auf, und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben. Damit es aber der König nicht merkte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als er heimkam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich, und wollte ans Bett seiner lieben Frau gehen und sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind 'beileibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben.' Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Türe aufging, und die rechte Königin hereintrat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Türe hinaus, und die Kinderfrau fragte am anderen Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre, aber sie antworteten 'nein, wir haben niemand gesehen.' So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht, jemand etwas davon zu sagen.

Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach

'was macht mein Kind? was macht mein Reh?  
Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr.'

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König 'ach Gott, was ist das! ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen.' Abends ging er in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach

'was macht mein Kind, was macht mein Reh?  
Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr.'

Und pflegte dann des Kindes, wie sie gewöhnlich tat, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden, aber er wachte auch in der folgenden Nacht. Sie sprach abermals

'was macht mein Kind? was macht mein Reh?  
Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr.'

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach 'du kannst niemand anders sein als meine liebe Frau.' Da antwortete sie 'ja, ich bin deine liebe Frau', und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wiedererhalten, war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr verübt hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und es ward ihnen das Urteil gesprochen. Die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie zu Asche verbrannt war, verwandelte sich das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; Schwesterchen und Brüderchen aber lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

### **Daumesdick**

Es war ein armer Bauersmann, der saß abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er 'wie ists so traurig, daß wir keine Kinder haben! es ist so still bei uns, und in den andern Häusern ists so laut und lustig.' 'Ja,' antwortete die Frau und seufzte, 'wenns nur ein einziges wäre, und wenns auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollte ich schon zufrieden sein; wir hätten doch von Herzen lieb.' Nun geschah es, daß die Frau kränklich ward und nach sieben Monaten ein Kind gebar, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie 'es ist, wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein,' und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie liebens nicht an

Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfang.

Der Bauer machte sich eines Tages fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen, da sprach er so vor sich hin 'nun wollt ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte.' 'O Vater,' rief Daumesdick, 'den Wagen will ich schon bringen, verlaßt Euch drauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein.' Da lachte der Mann und sprach 'wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten.' 'Das tut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr und rufe ihm zu, wie es gehen soll.' 'Nun,' antwortete der Vater, 'einmal wollen wirs versuchen.'

Als die Stunde kam, spannte die Mutter an und setzte Daumesdick ins Ohr des Pferdes, und dann rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, 'jüh und joh! hott und har!, Da ging es ganz ordentlich als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, als er eben um eine Ecke bog und der Kleine 'har, har!' rief, daß zwei fremde Männer daherkamen. 'Mein,' sprach der eine, 'was ist das? da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu, und ist doch nicht zu sehen.' 'Das geht nicht mit rechten Dingen zu,' sagte der andere, 'wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält.' Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein und richtig zu dem Platze, wo das Holz gehauen ward. Als Daumesdick seinen Vater erblickte, rief er ihm zu 'siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich runter.' Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte mit der Rechten sein Söhnlein aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohalm niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm der eine den andern beiseit und sprach 'hör, der kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld sehen ließen, wir wollen ihn kaufen.' Sie gingen zu dein Bauer und sprachen 'verkauft uns den kleinen Mann' er solls gut bei uns haben.' 'Nein,' antwortete der Vater, 'es ist mein Herzblatt, und ist mir für alles Gold in der Welt nicht feil!' Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten seines Vaters hinaufgekrochen, stellte sich ihm auf die Schulter und wisperte ihm ins Ohr 'Vater, gib mich nur hin, ich will schon wieder zurückkommen.' Da gab ihn der Vater für ein schönes Stück Geld den beiden Männern hin. 'Wo willst du sitzen?', sprachen sie zu ihm. 'Ach, setzt mich nur auf

den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab spazieren und die Gegend betrachten, und falle doch nicht herunter.' Sie taten ihm den Willen, und als Daumesdick Abschied von seinem Vater genommen hatte, machten sie sich mit ihm fort. So gingen sie, bis es dämmrig ward, da sprach der Kleine 'hebt mich einmal herunter, es ist nötig.' 'Bleib nur droben' sprach der Mann, auf dessen Kopf er saß, 'ich will mir nichts draus machen, die Vögel lassen mir auch manchmal was drauf fallen.' 'Nein,' sprach Daumesdick, 'ich weiß auch, was sich schickt, hebt mich nur geschwind herab.' Der Mann nahm den Hut ab und setzte den Kleinen auf einen Acker am Weg, da sprang und kroch er ein wenig zwischen den Schollen hin und her, dann schlüpfte er plötzlich in ein Mausloch, das er sich ausgesucht hatte. 'Guten Abend, ihr Herren, geht nur ohne mich heim,' rief er ihnen zu, und lachte sie aus. Sie liefen herbei und stachen mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe, Daumesdick kroch immer weiter zurück, und da es bald ganz dunkel ward, so mußten sie mit Ärger und mit leerem Beutel wieder heim wandern.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, kroch er aus dem unterirdischen Gang wieder hervor. 'Es ist auf dem Acker in der Finsternis so gefährlich gehen,' sprach er, 'wie leicht bricht einer Hals und Bein.' Zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus. 'Gottlob,' sagte er, 'da kann ich die Nacht sicher zubringen,' und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorübergehen, davon sprach der eine 'wie wirs nur anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Geld und sein Silber zu holen?', 'Das könnt ich dir sagen,' rief Daumesdick dazwischen. 'Was war das?' sprach der eine Dieb erschrocken, 'ich hörte jemand sprechen.' Sie blieben stehen und horchten, da sprach Daumesdick wieder 'nehmt mich mit, so will ich euch helfen.' 'Wo bist du denn?' 'Sucht nur auf der Erde und merkt, wo die Stimme herkommt,' antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. 'Du kleiner Wicht, was willst du uns helfen!' sprachen sie. 'Seht,' antwortete er, 'ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers und reiche euch heraus, was ihr haben wollt.' 'Wohlan,' sagten sie, 'wir wollen sehen, was du kannst.' Als sie bei dem Pfarrhaus kamen, kroch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräften 'wollt ihr alles haben, was hier ist?', Die Diebe erschrecken und sagten 'so sprich doch leise, damit niemand aufwacht.' Aber Daumesdick tat, als hätte er sie nicht verstanden, und schrie von neuem 'was wollt ihr? wollt ihr alles haben, was hier ist?' Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief,



richtete sich im Bete auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurückgelaufen, endlich faßten sie wieder Mut und dachten 'der kleine Kerl will uns necken.' Sie kamen zurück und flüsterten ihm zu 'nun mach Ernst und reich uns etwas heraus.' Da schrie Daumesdick noch einmal, so laut er konnte 'ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein.' Das hörte die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Tür herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen; die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzünden. Wie sie damit herbeikam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune: die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhalmchen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen gefunden: da wollte er sich ausruhen, bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heimgehen. Aber er mußte andere Dinge erfahren! ja, es gibt viel Trübsal und Not auf der Welt! Die Magd stieg, als der Tag graute, schon aus dem Bett, um das Vieh zu füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte, und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief aber so fest, daß er nichts gewahr ward, und nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. 'Ach Gott,' rief er, 'wie bin ich in die Walkmühle geraten!, merkte aber bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zermalmt ward, und hernach mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. 'In dem Stübchen sind die Fenster vergessen,' sprach er, 'und scheint keine Sonne hinein: ein Licht wird auch nicht gebracht.' Überhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das Schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Türe hinein, und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte, 'bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr.' Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief 'ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet.' 'Du bist verrückt,' antwortete der Pfarrer, ging aber doch selbst in den Stall und wollte nachsehen, was es da gäbe. Kaum aber hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick aufs neue 'bringt mir kein

frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr.' Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist in die Kuh gefahren, und hieß sie töten. Sie ward geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, auf den Mist geworfen. Daumesdick hatte große Mühe, sich hindurchzuarbeiten, und hatte große Mühe damit, doch brachte ers so weit, daß er Platz bekam, aber als er eben sein Haupt herausstrecken wollte, kam ein neues Unglück. Ein hungriger Wolf lief heran und verschlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Mut nicht, 'vielleicht,' dachte er, 'läßt der Wolf mit sich reden,' und rief ihm aus dem Wanste zu 'lieber Wolf' ich weiß dir einen herrlichen Fraß.' 'Wo ist der zu holen?' sprach der Wolf. 'In dem und dem Haus, da mußt du durch die Gosse hineinkriechen, und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel du essen willst,' und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gosse hinein und fraß in der Vorratskammer nach Herzenslust. Als er sich gesättigt hatte' wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden' daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Darauf hatte Daumesdick gerechnet und fing nun an' in dem Leib des Wolfes einen gewaltigen Lärmen zu machen, tobte und schrie, was er konnte. 'Willst du stille sein,' sprach der Wolf, 'du weckst die Leute auf.' 'Ei was,' antwortete der Kleine, 'du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen,' und fing von neuem an, aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachte endlich sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, liefen sie davon, und der Mann holte eine Axt, und die Frau die Sense. 'Bleib dahinten,' sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, 'wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe, und er davon noch nicht tot ist, so mußt du auf ihn einhauen, und ihm den Leib zerschneiden.' Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters und rief 'lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfs.' Sprach der Vater voll Freuden 'gottlob, unser liebes Kind hat sich wiedergefunden,' und hieß die Frau die Sense wegtun, damit Daumesdick nicht beschädigt würde. Danach holte er aus, und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er tot niederstürzte, dann suchten sie Messer und Schere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. 'Ach,' sprach der Vater, 'was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!', 'Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!' 'Wo bist du denn all gewesen?' 'Ach, Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und in eines Wolfes Wanst: nun

bleib ich bei euch.’ ‘Und wir verkaufen dich um alle Reichtümer der Welt nicht wieder,’ sprachen die Eltern, herzten und küßten ihren lieben Daumesdick. Sie gaben ihm zu essen und trinken, und ließen ihm neue Kleider machen, denn die seinigen waren ihm auf der Reise verdorben.

*Märchen der Brüder Grimm*

### **Der Wolf und der Fuchs**

Der Wolf hatte den Fuchs bei sich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs tun, weil er der schwächste war, und der Fuchs wäre gerne des Herrn los gewesen. Es trug sich zu, daß sie beide durch den Wald gingen, da sprach der Wolf ‘Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf.’ Da antwortete der Fuchs ‘ich weiß einen Bauernhof, wo ein paar junge Lämmlein sind, hast du Lust, so wollen wir eins holen.’ Dem Wolf war das recht, sie gingen hin, und der Fuchs stahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte sich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit noch nicht zufrieden, sondern wollte das andere dazu haben und ging, es zu holen. Weil er es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr und fing an entsetzlich zu schreien und zu bläen, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf und schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. ‘Du hast mich schön angeführt,’ sprach er, ‘ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt und haben mich weich geschlagen.’ Der Fuchs antwortete ‘warum bist du so ein Nimmersatt.’

Am andern Tag gingen sie wieder ins Feld, sprach der gierige Wolf abermals ‘Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf.’ Da antwortete der Fuchs ‘ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut abend Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen.’ Sie gingen hin, und der Fuchs schlich ums Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüssel stand, zog dann sechs Pfannkuchen herab und brachte sie dem Wolf. ‘Da hast du zu fressen,’ sprach er zu ihm und ging seiner Wege. Der Wolf hatte die Pfannkuchen in einem Augenblick hinuntergeschluckt und sprach ‘sie schmecken nach mehr,’ ging hin und riß geradezu die ganze Schüssel herunter, daß sie in Stücke zersprang. Da gabs einen gewaltigen Lärm, daß die Frau herauskam, und als sie den Wolf sah, rief sie die Leute, die eilten herbei und schlugen ihn, was Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen laut heulend

zum Fuchs in den Wald hinauskam. ‘Was hast du mich garstig angeführt!, rief er, ‘die Bauern haben mich erwischt und mir die Haut gegerbt.’ Der Fuchs aber antwortete ‘warum bist du so ein Nimmersatt.’

Am dritten Tag, als sie beisammen draußen waren und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder ‘Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf.’ Der Fuchs antwortete ‘ich weiß einen Mann, der hat geschlachtet, und das gesalzene Fleisch liegt in einem Faß im Keller, das wollen wir holen.’ Sprach der Wolf ‘aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann.’ ‘Meinetwegen,’ sprach der Fuchs, und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Überfluß, und der Wolf machte sich gleich daran und dachte ‘bis ich aufhöre, hats Zeit.’ Der Fuchs ließ sich auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre, durchzuschlüpfen. Sprach der Wolf ‘lieber Fuchs, sag mir, warum rennst du so hin und her, und springst hinaus und herein?’ ‘Ich muß doch sehen, ob niemand kommt,’ antwortete der Listige, ‘friß nur nicht zuviel.’ Da sagte der Wolf ‘ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer ist.’ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satz zum Loch draußen: der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und schlug ihn tot. Der Fuchs aber sprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmersatt los war.

### **Der Wolf und der Mensch**

Brüder Grimm

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen; kein Tier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: ‘Wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.’ – ‘Dazu kann ich dir helfen’, sprach der Fuchs; ‘komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.’ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. ‘Ist das ein Mensch?’ fragte der Wolf. ‘Nein’, antwortete der Fuchs, ‘das ist einer gewesen.’ Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte.

„Ist das ein Mensch?“ – „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe“, legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe. Da zog dieser seinen blauen Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf“, sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?“ – „Ach“, antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt; danach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinah tot wäre liegengeblieben.“ – „Siehst du“, sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist; du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst.“

### **Der Wolf und die sieben jungen Geißlein**

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein. Sie hatte sie so lieb, wie eben eine Mutter ihre Kinder liebhat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen. Da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich muß hinaus in den Wald. Seid inzwischen brav, sperrt die Türe gut zu und nehmt euch in acht vor dem Wolf! Wenn er hereinkommt, frißt er euch mit Haut und Haaren. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.“

Die Geißlein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, du kannst ohne Sorge fortgehen.“ Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, da klopfte jemand an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht!“ Aber die Geißlein hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war. „Wir machen nicht auf“, riefen sie, „du bist nicht unsere Mutter. Die hat eine feine

und liebliche Stimme, deine Stimme aber ist rau. Du bist der Wolf!“

Da ging der Wolf fort zum Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide. Er aß es auf und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht!“

Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote auf das Fensterbrett gelegt. Das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf! Unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß wie du. Du bist der Wolf!“

Da lief der Wolf zum Bäcker und sprach: „Ich habe mir den Fuß angestoßen, streich mir Teig darüber!“

Als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote!“ Der Müller dachte, der Wolf wolle jemanden betrügen, und weigerte sich. Aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht tust, fresse ich dich!“ Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß.

Nun ging der Bösewicht zum dritten Mal zu der Haustür, klopfte an und sprach: „Macht auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Wald mitgebracht!“

Die Geißlein riefen: „Zeig uns zuerst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist.“

Da legte der Wolf die Pfote auf das Fensterbrett. Als die Geißlein sahen, daß sie weiß war, glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf.

Wer aber hereinkam, war der Wolf! Die Geißlein erschraaken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschiüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie und verschluckte eines nach dem andern. Nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht.

Als der Wolf satt war, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haustür stand sperrangelweit offen, Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschiüssel lag in Scherben, Decken und Polster waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei ihren Namen, aber

niemand antwortete. Endlich, als sie das jüngste rief, antwortete eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten!“

Da holte die Mutter das junge Geißlein aus seinem Versteck heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die anderen alle gefressen hätte. Ihr könnt euch denken, wie da die alte Geiß über ihre armen Kinder geweint hat!

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf die Wiese kamen, lag der Wolf immer noch unter dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Die alte Geiß betrachtete ihn von allen Seiten und sah, daß in seinem vollen Bauch sich etwas regte und zappelte. Ach, Gott, dachte sie, sollten meine armen Kinder, die er zum Nachtmahl hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?

Da mußte das Geißlein nach Hause laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt die alte Geiß dem Bösewicht den Bauch auf. Kaum hatte sie den ersten Schnitt getan, da streckte auch schon ein Geißlein den Kopf heraus. Und als sie weiter schnitt, sprangen nacheinander alle sechs heraus. Sie waren alle heil und gesund, denn der Wolf hatte sie in seiner Gier ganz hinuntergeschluckt.

Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hüpfen wie Schneider bei einer Hochzeit. Die Alte aber sagte: jetzt geht und sucht große Steine, damit wollen wir dem bösen Tier den Bauch füllen, solange es noch im Schlafe liegt.“

Da schleppten die sieben Geißlein in aller Eile Steine herbei und steckten ihm so viele in den Bauch, als sie nur hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, so daß der Wolf nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als er endlich ausgeschlafen war, machte er sich auf die Beine. Und weil ihm die Steine im Magen großen Durst verursachten, wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu laufen, stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und zappelten. Da rief er:

„Was rumpelt und pumpelt in meinem Bauch herum? Ich meinte, es wären sechs Geißlein, Doch sind's lauter Wackerstein.“

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen.

Als die sieben Geißlein das sahen, kamen sie eilig herbeigelaufen und riefen laut: „Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!“ Und sie faßten einander an den Händen und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

## Der Zaunkönig und der Bär

Brüder Grimm

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren. Da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ Das ist der König der Vögel“, sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen“; es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist“, sagte der Bär, „so möchte ich auch gerne seinen königlichen Palast sehen, komm und führe mich hin!“ „Das geht nicht so, wie du meinst“, sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen atzen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und trabten wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen, und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen. Er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast?“ rief der Bär, „das ist ein erbärmlicher Palast! Ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder!“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse und schrien: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute, Bär, das soll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Höhlen. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir rühren kein Fliegenbeinchen an, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausgemacht habt, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht; der Bär ist dagewesen und hat uns gescholten.“ Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden.“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle und rief hinein: „Alter Brummbär, warum hast du meine Kinder gescholten? Das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also war dem Bären der Krieg angekündigt und ward alles vierfüßige Getier berufen, Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt; nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei. Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die



Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der schlaueste unter allem Getier, du sollst General sein und uns anführen.“ „Gut“, sagte der Fuchs, „aber was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Niemand wußte es. Da sprach der Fuchs: „Ich habe einen schönen, langen, buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marschieren; laß ich ihn aber herunterhängen, so lauft, was ihr könnt!“ Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, da kam das vierfüßige Getier dahergerannt mit Gebräus, daß die Erde zitterte; der Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher; die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst und bange ward; und gingen sie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskraften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und hielt den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten Stich mußte er ihn einen Augenblick herunterlassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren, und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle. Und die Vögel hatten die Schlacht gewonnen.

Da flogen der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen!“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kommen und Abbitte tun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte tun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden!“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin und tat Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

### Der alte Sultan

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß, der war alt geworden und hatte alle Zähne verloren, so daß er nichts mehr fest packen konnte. Zu einer Zeit stand der Bauer mit seiner Frau vor der Haustüre und sprach: „Den alten Sultan schieß ich morgen tot, der ist zu nichts mehr nütze.“ Die Frau, die Mitleid mit dem treuen Tiere hatte, antwortete: „Da er uns so lange Jahre gedient hat und ehrlich bei uns gehalten, so könnten wir ihm wohl das Gnadenbrot geben.“ „Ei was“, sagte der Mann, „du bist nicht recht gescheit; er hat keinen Zahn mehr im Maul, und kein Dieb fürchtet sich vor ihm, er kann jetzt abgehen. Hat er uns gedient, so hat er sein gutes Fressen dafür gekriegt.“

Der arme Hund, der nicht weit davon in der Sonne ausgestreckt lag, hatte alles mit angehört und war traurig, daß morgen sein letzter Tag sein sollte. Er hatte einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem schlich er abends hinaus in den Wald und klagte über das Schicksal, das ihm bevorstände. „Höre, Gevatter“, sagte der Wolf, „sei guten Mutes, ich will dir aus deiner Not helfen. Ich habe etwas ausgedacht. Morgen in aller Frühe geht dein Herr mit seiner Frau ins Heu, und sie nehmen ihr kleines Kind mit, weil niemand im Hause zurückbleibt. Sie pflegen das Kind während der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten zu legen. Lege dich daneben, gleich als wolltest du es bewachen. Ich will dann aus dem Walde herauskommen und das Kind rauben, du mußt mir eifrig nachspringen, als wolltest du mir es wieder abjagen. Ich lasse es fallen, und du bringst es den Eltern wieder zurück, die glauben dann, du hättest es gerettet, und sind viel zu dankbar, als daß sie dir ein Leid antun sollten; im Gegenteil, du kommst in völlige Gnade, und sie werden es dir an nichts mehr fehlen lassen.“

Der Anschlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, so ward er auch ausgeführt. Der Vater schrie, als er den Wolf mit seinem Kinde durchs Feld laufen sah; als es aber der alte Sultan zurückbrachte, da war er froh, streichelte ihn und sagte: „Dir soll kein Härchen gekrümmt werden, du sollst das Gnadenbrot essen, solange du lebst.“ Zu seiner Frau aber sprach er: „Geh gleich heim und koche dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu beißen, und bring das Kopfkissen aus meinem Bette, das schenk ich ihm zu seinem Lager.“ Von nun an hatte es der alte Sultan so gut, als er sich's nur wünschen konnte. Bald hernach besuchte ihn der Wolf und freute sich, daß alles so wohl gelungen war. „Aber, Gevatter“, sagte er, „du wirst doch ein Auge zu-drücken, wenn ich bei Gelegenheit deinem Herrn ein fettes Schaf

weghole. Es wird einem heutzutage schwer, sich durchzuschlagen.“ „Darauf rechne nicht“, antwortete der Hund, „meinem Herrn bleibe ich treu, das darf ich nicht zugeben!“ Der Wolf meinte, das wäre nicht im Ernste gesprochen, kam in der Nacht herangeschlichen und wollte sich das Schaf holen. Aber der Bauer, dem der treue Sultan das Vorhaben des Wolfes verraten hatte, paßte ihm auf und kämmte ihm mit dem Dreschflügel garstig die Haare. Der Wolf mußte ausreißen, schrie aber dem Hund zu: „Wart, du schlechter Geselle, dafür sollst du büßen!“

Am andern Morgen schickte der Wolf das Schwein und ließ den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten sie ihre Sache ausmachen. Der alte Sultan konnte keinen Beistand finden als eine Katze, die nur drei Beine hatte, und als sie zusammen hinausgingen, humpelte die arme Katze daher und streckte zugleich vor Schmerz den Schwanz in die Höhe. Der Wolf und sein Beistand waren schon an Ort und Stelle, als sie aber ihren Gegner daherkommen sahen, meinten sie, er führte einen Säbel mit sich, weil sie den aufgerichteten Schwanz der Katze dafür ansahen. Und wenn das arme Tier so auf drei Beinen hüpfte, dachten sie nichts anders, als es höbe jedesmal einen Stein auf, wollte damit auf sie werfen. Da ward ihnen beiden angst: Das wilde Schwein verkroch sich ins Laub, und der Wolf sprang auf einen Baum. Der Hund und die Katze, als sie herankamen, wunderten sich, daß sich niemand sehen ließ. Das wilde Schwein aber hatte sich im Laub nicht ganz verstecken können, sondern die Ohren ragten noch heraus. Während die Katze sich bedächtig umschaute, zwinste das Schwein mit den Ohren; die Katze, welche meinte, es regte sich da eine Maus, sprang darauf zu und biß herzhaft hinein. Da erhob sich das Schwein mit großem Geschrei, lief fort und rief: „Dort auf dem Baum, da sitzt der Schuldige.“ Der Hund und die Katze schauten hinauf und erblickten den Wolf, der schämte sich, daß er sich so furchtsam gezeigt hatte, und nahm von dem Hund den Frieden an. Brüder Grimm

### **Der wunderliche Spielmann**

Es war einmal ein wunderlicher Spielmann, der ging durch einen Wald mutterselig allein und dachte hin und her, und als für seine Gedanken nichts mehr übrig war, sprach er zu sich selbst ‘mir wird hier im Walde Zeit und Weile lang, ich will einen guten Gesellen herbeiholen.’ Da nahm er die Geige vom Rücken und fiedelte eins, daß es durch die Bäume schallte. Nicht lange, so

kam ein Wolf durch das Dickicht dahergetrabt. 'Ach, ein Wolf kommt! nach dem trage ich kein Verlangen,' sagte der Spielmann: aber der Wolf schritt näher und sprach zu ihm 'ei, du lieber Spielmann, was fiedelst du so schön! das möchte ich auch lernen.' 'Das ist bald gelernt,' antwortete ihm der Spielmann, 'du mußt nur alles tun, was ich dich heiße.' 'O Spielmann,' sprach der Wolf, 'ich will dir gehorchen, wie ein Schüler seinem Meister.' Der Spielmann hieß ihn mitgehen, und als sie ein Stück Wegs zusammen gegangen waren, kamen sie an einen alten Eichbaum, der innen hohl und in der Mitte aufgerissen war. 'Sieh her,' sprach der Spielmann, 'willst du fiedeln lernen, so lege die Vorderpfoten in diesen Spalt.' Der Wolf gehorchte, aber der Spielmann hob schnell einen Stein auf und keilte ihm die beiden Pfoten mit einem Schlag so fest, daß er wie ein Gefangener da liegen bleiben mußte. 'Warte da so lange, bis ich wiederkomme,' sagte der Spielmann und ging seines Weges.

Über eine Weile sprach er abermals zu sich selber 'mir wird hier im Walde Zeit und Weile lang, ich will einen andern Gesellen herbeiholen,' nahm seine Geige und fiedelte wieder in den Wald hinein. Nicht lange, so kam ein Fuchs durch die Bäume dahergeschlichen. 'Ach, ein Fuchs kommt!, sagte der Spielmann, 'nach dem trage ich kein Verlangen.' Der Fuchs kam zu ihm heran und sprach 'ei, du lieber Spielmann, was fiedelst du so schön! das möchte ich auch lernen.' 'Das ist bald gelernt,' sprach der Spielmann, 'du mußt nur alles tun, was ich dich heiße.' 'O Spielmann,' antwortete der Fuchs, 'ich will dir gehorchen, wie ein Schüler seinem Meister.' 'Folge mir,' sagte der Spielmann, und als sie ein Stück Wegs gegangen waren, kamen sie auf einen Fußweg, zu dessen beiden Seiten hohe Sträucher standen. Da hielt der Spielmann still, bog von der einen Seite ein Haselnußbäumchen zur Erde herab und trat mit dem Fuß auf die Spitze, dann bog er von der andern Seite noch ein Bäumchen herab und sprach 'wohlan, Füchlein, wenn du etwas lernen willst, so reich mir deine linke Vorderpfote.' Der Fuchs gehorchte und der Spielmann band ihm die Pfote an den linken Stamm. 'Füchlein,' sprach er, 'nun reich mir die rechte,' die band er ihm an den rechten Stamm. Und als er nachgesehen hatte, ob die Knoten der Stricke auch fest genug waren, ließ er los, und die Bäumchen fuhren in die Höhe und schnellten das Füchlein hinauf, daß es in der Luft schwebte und zappelte. 'Warte da so lange, bis ich wiederkomme,' sagte der Spielmann und ging seines Weges.

Wiederum sprach er zu sich 'Zeit und Weile wird mir hier im Walde lang; ich will einen andern Gesellen herbeiholen,' nahm

seine Geige, und der Klang erschallte durch den Wald. Da kam ein Häschen dahergesprungen. 'Ach, ein Hase kommt!' sagte der Spielmann, 'den wollte ich nicht haben.' 'Ei, du lieber Spielmann,' sagte das Häschen, 'was fiedelst du so schön, das möchte ich auch lernen.' 'Das ist bald gelernt,' sprach der Spielmann, 'du mußt nur alles tun, was ich dich heiße.' 'O Spielmann,' antwortete das Häslein, 'ich will dir gehorchen, wie ein Schüler seinem Meister.' Sie gingen ein Stück Wegs zusammen, bis sie zu einer lichten Stelle im Wald kamen, wo ein Espenbaum stand. Der Spielmann band dem Häschen einen langen Bindfaden um den Hals, wovon er das andere Ende an den Baum knüpfte. 'Munter, Häschen, jetzt spring mir zwanzigmal um den Baum herum,' rief der Spielmann, und das Häschen gehorchte, und wie es zwanzigmal herumgelaufen war, so hatte sich der Bindfaden zwanzigmal um den Stamm gewickelt, und das Häschen war gefangen, und es mochte ziehen und zerren, wie es wollte, es schnitt sich nur den Faden in den weichen Hals. 'Warte da so lang, bis ich wiederkomme,' sprach der Spielmann und ging weiter.

Der Wolf indessen hatte gerückt, gezogen, an dem Stein gebissen, und so lange gearbeitet, bis er die Pfoten frei gemacht und wieder aus der Spalte gezogen hatte. Voll Zorn und Wut eilte er hinter dem Spielmann her, und wollte ihn zerreißen. Als ihn der Fuchs laufen sah, fing er an zu jammern und schrie aus Leibeskräften 'Bruder Wolf, komm mir zur Hilfe, der Spielmann hat mich betrogen.' Der Wolf zog die Bäumchen herab, biß die Schnüre entzwei und machte den Fuchs frei, der mit ihm ging und an dem Spielmann Rache nehmen wollte. Sie fanden das gebundene Häschen, das sie ebenfalls erlösten, und dann suchten alle zusammen ihren Feind auf.

Der Spielmann hatte auf seinem Weg abermals seine Fiedel erklingen lassen, und diesmal war er glücklicher gewesen. Die Töne drangen zu den Ohren eines armen Holzhauers, der alsbald, er mochte wollen oder nicht, von der Arbeit abließ, und mit dem Beil unter dem Arme herankam, die Musik zu hören. 'Endlich kommt doch der rechte Geselle,' sagte der Spielmann, 'denn einen Menschen suchte ich und keine wilden Tiere.' Und fing an und spielte so schön und lieblich, daß der arme Mann wie bezaubert dastand, und ihm das Herz vor Freude aufging. Und wie er so stand, kamen der Wolf, der Fuchs und das Häslein heran, und er merkte wohl, daß sie etwas Böses im Schilde führten. Da erhob er seine blinkende Axt und stellte sich vor den Spielmann, als wollte er sagen 'wer an ihn will, der hüte sich, der hat es mit

mir zu tun.' Da ward den Tieren angst, und liefen in den Wald zurück, der Spielmann aber spielte dem Manne noch eins zum Dank und zog dann weiter. Grimm-Märchen

### **Zweites Märchen**

Als der alte Herr Fuchs gestorben war, kam der Wolf als Freier, klopfte an die Türe, und die Katze, die als Magd bei der Frau Füchsin diente, machte auf. Der Wolf grüßte sie und sprach

'guten Tag, Frau Katz von Kehrewitz, wie kommts, daß sie alleine sitzt? was macht sie Gutes da?'

Die Katze antwortete

'brock mir Wecke und Milch ein: will der Herr mein Gast sein?'

'Dank schön, Frau Katze,' antwortete der Wolf, 'die Frau Füchsin nicht zu Haus?'

Die Katze sprach

'sie sitzt droben in der Kammer, beweint ihren Jammer, beweint ihre große Not, daß der alte Herr Fuchs ist tot.'

Der Wolf antwortete

'will sie haben einen andern Mann, so soll sie nur herunter gan.' Die Katz, die lief die Trepp hinan' und ließ ihr Zeilchen rummer gan, bis sie kam vor den langen Saal: klopft an mit ihren fünf goldenen Ringen. 'Frau Füchsin, ist sie drinnen? Will sie haben einen andern Mann, so soll sie nur herunter gan.'

Die Frau Füchsin fragte

'hat der Herr rote Höslein an, und hat er ein spitz Mäulchen?' 'Nein,' antwortete die Katze. 'So kann er mir nicht dienen.'

Als der Wolf abgewiesen war, kam ein Hund, ein Hirsch, ein Hase, ein Bär, ein Löwe, und nacheinander alle Waldtiere. Aber es

fehlte immer eine von den guten Eigenschaften, die der alte Herr Fuchs gehabt hatte, und die Katze mußte den Freier jedesmal wegschicken. Endlich kam ein junger Fuchs. Da sprach die Frau Füchsin 'hat der Herr rote Höslein an, und hat er ein spitz Mäulchen?' 'Ja,' sagte die Katze, 'das hat er.' 'So soll er heraufkommen,' sprach die Frau Füchsin, und hieß die Magd das Hochzeitsfest bereiten.

'Katze, kehr die Stube aus, und schmeiß den alten Fuchs zum Fenster hinaus. Bracht so manche dicke fette Maus, fraß sie immer alleine, gab mir aber keine.'

Da ward die Hochzeit gehalten mit dem jungen Herrn Fuchs, und ward gejubelt und getanzt, und wenn sie nicht aufgehört haben, so tanzen sie noch.

Brüder Grimm

### **Rotkäppchen**

Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das so wohl stand und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Eines Tages sprach seine Mutter zu ihm: »Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, bring das der Großmutter hinaus; sie ist krank und schwach und wird sich daran laben. Mach dich auf, bevor es heiß wird, und wenn du hinauskommst, so geh hübsch sittsam und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas, und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommst, so vergiß nicht, guten Morgen zu sagen, und guck nicht erst in alle Ecken herum.«

»Ich will schon alles gut machen«, sagte Rotkäppchen zur Mutter und gab ihr die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. »Guten Tag, Rotkäppchen«, sprach er. »Schönen Dank, Wolf.« »Wo hinaus so früh, Rotkäppchen?« »Zur Großmutter.« »Was trägst du unter der Schürze?« »Kuchen und Wein: gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zugut tun und sich damit stärken.« »Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?« »Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eich-

bäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen«, sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: »Das junge zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte: du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst.« Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er: »Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die ringsumher stehen, warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so lustig haußen in dem Wald.«

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzten und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: »Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme«, lief vom Wege ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und lief darnach, und geriet immer tiefer in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Türe. »Wer ist draußen?« »Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf.« »Drück nur auf die Klinke«, rief die Großmutter, »ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen.« Der Wolf drückte auf die Klinke, die Türe sprang auf, und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, gerade zum Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann tat er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herumgelaufen, und als es so viel zusammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Türe aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: »Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heute zumut, und bin sonst so gerne bei der Großmutter!« Es rief »Guten Morgen«, bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück: da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. »Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!« »Daß ich dich besser hören kann.« »Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!« »Daß ich dich besser sehen kann.« »Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!« »Daß ich dich besser packen kann.« »Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!« »Daß ich dich besser fressen kann.« Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.



Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: »Wie die alte Frau schnarcht, du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt.« Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bette kam, so sah er, daß der Wolf darin lag. »Finde ich dich hier, du alter Sünder«, sagte er, »ich habe dich lange gesucht.« Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben und sie wäre noch zu retten: schoß nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: »Ach, wie war ich erschrocken, wie war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!« Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich totfiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolf den Pelz ab und ging damit heim, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder, Rotkäppchen aber dachte: »Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.«

Es wird auch erzählt, daß einmal, als Rotkäppchen der alten Großmutter wieder Gebackenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugesprochen und es vom Wege habe ableiten wollen. Rotkäppchen aber hütete sich und ging gerade fort seines Wegs und sagte der Großmutter, daß es dem Wolf begegnet wäre, der ihm guten Tag gewünscht, aber so böse aus den Augen geguckt hätte: »Wenn's nicht auf offener Straße gewesen wäre, er hätte mich gefressen.« »Komm«, sagte die Großmutter, »wir wollen die Türe verschließen, daß er nicht herein kann.« Bald darnach klopfte der Wolf an und rief: »Mach auf, Großmutter, ich bin das Rotkäppchen, ich bring dir Gebackenes.« Sie schwiegen aber still und machten die Türe nicht auf: da schlich der Graukopf etlichemal um das Haus, sprang endlich aufs Dach und wollte warten, bis Rotkäppchen abends nach Haus ginge, dann wollte er ihm nachschleichen und wollt's in der Dunkelheit fressen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Nun stand vor dem Haus ein großer Steintrog, da sprach sie zu dem Kind: »Nimm den Eimer, Rotkäppchen, gestern hab ich Würste gekocht, da trag das Wasser, worin sie gekocht sind, in den Trog.« Rotkäpp-

chen trug so lange, bis der große, große Trog ganz voll war. Da stieg der Geruch von den Würsten dem Wolf in die Nase, er schnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals so lang, daß er sich nicht mehr halten konnte und anfang zu rutschen: so ruschte er vom Dach herab, gerade in den großen Trog hinein, und ertrank. Rotkäppchen aber ging fröhlich nach Haus, und tat ihm niemand etwas zuleid.

#### Rumpelstilzchen

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und zu ihm sagte „ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen“. Dem König, der das Gold lieb hatte, gefiel die Kunst gar wohl, und er befahl die Müllerstochter sollte alsbald vor ihn gebracht werden. Dann führte er sie in eine Kammer, die ganz voll Stroh war, gab ihr Rad und Haspel, und sprach „wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben“. Darauf ward die Kammer verschlossen, und sie blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter, und wußte um ihr Leben keinen Rat, denn sie verstand gar nichts davon, wie das Stroh zu Gold zu spinnen war, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfang. Da ging auf einmal die Türe auf, und trat ein kleines Männchen herein und sprach „guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?“ „Ach“, antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen, und verstehe das nicht.“ Sprach das Männchen „was gibst du mir, wenn ich dir spinne?“ „Mein Halsband“ sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll: und so gings fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold. Als der König kam und nachsah, da erstaunte er und freute sich, aber sein Herz wurde nur noch begieriger, und er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Türe auf, und das kleine Männchen kam und sprach „was gibst du mir wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?“ „Meinen Ring von dem Finger“ antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, und fing wieder an zu schnurren mit dem Rade, und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber

noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach „die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen; wenn dir das gelingt, sollst du meine Gemahlin werden“. „Denn“, dachte er, „eine reichere Frau kannst du auf der Welt nicht haben.“ Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder, und sprach was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?“ „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte“ antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wann du Königin wirst, dein erstes Kind.“ „Wer weiß wie das noch geht“ dachte die Müllerstochter, und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen, und versprach dem Männchen was es verlangte; dafür spann das Männchen noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam, und alles fand wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Über ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt, und dachte gar nicht mehr an das Männchen, da trat es in ihre Kammer und sprach „nun gib mir, was du versprochen hast“. Die Königin erschrak, und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte, aber das Männchen sprach ))nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt~. Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das Männchen Mitleiden mit ihr hatte, und sprach „drei Tage will ich dir Zeit lassen, wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten“.

Nun dachte die Königin die ganze Nacht über an alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit nach neuen Namen. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie an mit Caspar, Melchior, Balzer, und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein „so heiß ich nicht“ Den zweiten Tag ließ sie herumfragen bei allen Leuten, und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten vor, Rippenbiest, Hammelswade, Schnürbein, aber es blieb dabei „so heiß ich nicht“ Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück, und erzählte „neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Burg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein, und schrie“heute back ich, morgen brau ich,übermorgen hol ich der Königin ihr Kind;ach, wie gut ist daß niemand weißdaß ich Rumpelstilzchen heiß!“

Da war die Königin ganz froh daß sie den Namen wußte, und als bald hernach das Männlein kam, und sprach „nun, Frau Königin, wie heiß ich?“ fragte sie erst „heißest du Kunz?“ „Nein.“ „Heißest du Heinz?“ „Nein.“ „Heißt du etwa Rumpelstilzchen?“ „Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt“ schrie das Männlein, und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen, und riß sich selbst mitten entzwei. Brüder Grimm

*Deutsches Märchen*

## Der dumme Wolf

Der Wolf und der Fuchs wohnten einmal in einer Höhle zusammen, und da wachte eines Morgens der Wolf auf und fühlte sich gar nicht recht wohl und rief so vor sich hin, indem er die Pfoten reckte: »Heut muß ich noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl besser werden!« Das hörte der Fuchs und hätte auch gern eine Mahlzeit gehabt, aber er mochte sich nicht viel rühren, darum sagte er: »Mir geht's auch so, doch ich bin leider lahm und kann nicht von der Stelle.« Sprach der Wolf: »Nun, darum Sorge nicht, setz dich nur auf meinen Rücken, dann will ich dich tragen!« Des war der Fuchs gleich zufrieden, kroch ihm auf den Nacken, und nun ging's auf und davon. Wie sie so eine kleine Weile im Walde gegangen waren, sprach der Fuchs leise vor sich hin: »Da trägt der Kranke den Gesunden!« Das hörte aber der Wolf und fragte schnell: »Was sagst du?« Doch der Fuchs antwortete traurig: »Ach, an meine Rede mußt du dich nicht kehren, ich rase nur so!« Wieder gingen sie darauf eine Weile fort, und das wiederholte sich so zum zweiten und zum dritten Male, aber der Wolf ließ sich jedesmal wieder vom Fuchs betören, daß er wirklich meinte, der sei im Fieber und rase nur so. Da kamen sie an einen Weg, auf dem sah der Fuchs eine Speckseite liegen, und flugs sprang er herunter vom Rücken des Wolfs und darauf zu und fragte ihn, ob er mit ihm teilen wolle; allein der Wolf beehrte nichts davon und ging ruhig seiner Wege. Nachdem er so eine Weile weitergetrottet war, kam er an eine Wiese, auf der eine Stute mit ihrem Fohlen weidete; die ersah ihn erst, als er gar nicht mehr weit von ihr war, und ging ihm darum entgegen und sprach: »Guten Tag, Wolf! Ich habe da ein Fohlen, mit dem geht's mir gar schlecht, ich kann es nicht mehr ernähren; darum sah' ich's wohl gern, wenn du es schlachtetest!« – »Ih, das will ich wohl tun«, sagte der Wolf und ging gleich mit ihr. Unterwegs hinkte aber die Stute gar sehr, so daß es dem Wolf nicht schnell genug ging und er sie fragte: »Wie kommt's, daß du hinkst?« – »Ach«, sagte sie, »ich muß mir etwas in den Fuß getreten haben, möchtest du nicht einmal nachsehen, was es wohl sei, und es herausziehen?« – »Eine Liebe ist der andern wert«, sprach der Wolf, sie hob den Huf empor, und er bückte sich, den Schaden recht genau zu besehen; aber da schlug sie ihm plötzlich an den Kopf, daß ihm Hören und Sehen verging und er für tot niederstürzte. Darauf eilte sie schnell mit ihrem Fohlen davon,

und als der Wolf aus seiner Betäubung erwachte, waren beide längst über alle Berge. Da ging er denn traurig weiter und kam nach einiger Zeit an den Rand eines Waldes, wo er zwei Ziegenböcke erblickte, die sich gewaltig mit den Hörnern stießen. Er trat heran und fragte nach der Ursache ihres Streites, und da erzählten sie ihm, sie seien von ihren Herren hier angebunden, um zu grasen, und nun wisse keiner von beiden, wo die Grenze sei, und jeder glaube, einer tue dem andern zuviel. Da sprach der Wolf: »Das kann ich leicht schlichten; ich werde mich hierherstellen, und ihr geht beide bis zu dem Ende der Grasung, dann lauft ihr um die Wette auf mich zu, und wer zuerst bei mir ist, der kriegt das größere Stück der Weide!« So dachte er erst den einen und dann den andern zu fangen und zu fressen. Die Ziegenböcke taten auch, wie er ihnen gesagt hatte; aber als er nun so in der Mitte stand, liefen beide mit so großer Hast und Eile auf ihn zu, daß sie zu gleicher Zeit bei ihm eintrafen und ihm mit solcher Gewalt in die Seiten stießen, daß er halbtot niederstürzte; darauf liefen sie eilig davon, und es dauerte lange, ehe er wieder zu sich kam. Aber er gab doch seinen Vorsatz noch nicht auf, und da er immer noch kränker wurde, sprach er zu sich: »Ich muß heute noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl besser werden.« Darauf ging er wieder weiter und kam in ein schönes grünes Tal, wo ein rasches Bächlein eine Mühle trieb; nicht weit davon ging eine Sau mit neun Ferkeln. »Ha!« jauchzte der Wolf. »Zwölf Ferkel sind keine magere Kost; da kannst du dich einmal für alle Not entschädigen.« Er lief im Sturm auf die Sau los und schrie: »Aha! Habe ich Euch einmal! Ihr seid es mit Eurer Sippschaft, Ihr habt mein Kartoffelfeld zerwühlt; Euere Kinder als Pfand her!« Die Sau stutzte; anfangs dachte sie, den Wolf gleich zu packen; als sie aber seine grimmigen Hungerzähne sah, fürchtete sie, es könne beim Kampf eins ihrer Kinder in Gefahr kommen; drum sprach sie: »So? Ich entsinne mich nicht, daß ich mit meinen Kindern je auf Eurem Kartoffelfeld gewesen bin; doch nehmt sie hin, wenn Ihr uns durchaus für strafbar haltet; um eins nur bitte ich Euch: die armen sind doch Heiden; ich fand bis jetzt noch keinen Priester, um sie taufen zu lassen; doch sehe ich an Eurem Rock, daß Ihr ein würdiger Herr sein müßt; drum tauft sie mir, damit sie in den Himmel kommen.« Dem Wolf schmeichelte es, daß man ihn für einen Pfarrer hielt, und er sprach: »Ja, ja, gleich will ich sie taufen.« – »So setz dich auf den Steg, der über den Bach führt, dann will ich sie dir hineinbringen, eins nach dem andern, daß du die Taufe verrichtest.« Des war denn auch der Wolf gern zufrieden und ging mit ihr hinab zum Bach; nun war freilich der Steg, der oberhalb der Mühle über das Was-

ser führte, gar schmal, und es kostete ihn große Mühe, einen festen Sitz zu fassen, allein er dachte: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!“ Und so gelang's ihm endlich. Als die Sau sah, daß alles in Ordnung war, nahm sie ein Ferkel ins Maul, um es ihm hinabzubringen; allein plötzlich änderte sie ihren Lauf, stürzte auf den Steg und gerade gegen den Wolf mit einer solchen Wucht los, daß er kopfüber in den Bach fiel und sich in dem reißenden Wasser nicht halten konnte, sondern unter das Mühlrad kam und jämmerlich zerschunden und zerquetscht auf der anderen Seite wieder hervortauchte. Nur mit Mühe arbeitete er sich heraus, kroch ganz traurig ans Land und schlich matt auf einen Birnbaum zu, der einsam im Felde stand. Unter dem saß aber gerade ein Bauer, der hatte sich Holz gehauen, um Eggenpflöcke zu schneiden, und wie er den Wolf erblickte, kletterte er eilig auf den Baum und verbarg sich in den Zweigen. Der Wolf aber setzte sich unten nieder und sann nun nach über all das Unglück, das ihn heute betroffen hatte. Da sprach er zu sich selber: »Wer hat dich nun wohl zum Doktor gemacht, daß du die Stute kurieren wolltest? Oder wer hat dich zum Landmesser gemacht, oder wer hat dich gar zum Priester gemacht, um Ferkel zu taufen? Es wäre dir doch wahrlich das allerbeste, daß unser Herrgott ein Beil vom Himmel auf dich herunterwürfe, dann wäre all deinem Leiden ein Ende gemacht!« Und kaum hatte er das ausgesprochen, so warf der Bauer sein Beil aus dem Baum herunter und traf ihn gerade in die Weichen, daß er sogleich zusammenstürzte; da rief er noch: »Nun, nun, so ernstlich war's ja nicht gemeint!« Aber jetzt war's zu spät, und er hat weder mehr kuriert noch Landmessung gehalten, noch Priester gespielt, sondern ist da unter dem Birnbaum gestorben, und der Bauer hat sich einen Pelz aus seinem Balg gemacht.

### *Deutsches Märchen*

#### **Die Tiere auf der Kirchweih**

Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase saßen einmal vergnügt im grünen Waldhaus beisammen. Da sprach der Fuchs: »Wie wäre es, wenn wir auch einmal auf den Medwischer Margreti gingen; es soll dort gar lustig zugehen!« Da antwortete der Bär: »Ich bin schon alt und schwach, wenn aber der Wolf mitgeht und uns schützen will, so ist es mir recht; denn das Menschenkind ist falsch und aufsässig!« »Was? Ich fürchte mich nicht!« schrie der Wolf trotzig. »Ich gehe mit, und ihr sollt we-

der Schaden noch Schande haben!« – »Auch ich will mit, auch ich!« rief froh der Hase. »Halt's Maul, Junge, du bist noch zu dumm«, sprach der Fuchs, »du würdest überallhin gaffen und große Augen machen und uns nur in Not bringen!« Da schmiegte sich der Hase an den Wolf, als wenn er sagen wollte: »Macht, daß ich auch mitgehe!« Dem Wolf gefiel das, und er sprach: »Das Häschen muß auch mit!« und streichelte ihm übers Gesicht. »Aber wofür sollen wir uns ausgeben?« fragte der Bär. »Es muß doch jedermann etwas vorstellen, der auf den Margreti geht.« »Ach was, das ist leicht«, sprach der Wolf, »für Schüler (Studenten). Ihr singt den Baß, der Fuchs den Alt, der Hase Diskant; ich will Kantor sein und die Melodie leiten!«

Als sie alles gehörig besprochen hatten, machte jeder seinen Pelz rein – denn man muß auf dem Margreti geputzt erscheinen – und dann brachen sie auf. Sie getrauten sich aber doch nicht recht, am hellen Tage in die Stadt zu gehen, und warteten, bis die Dämmerung einbrach. Da kamen sie auf den Zehen ganz leise in die Vorstadt; sie gingen aber hintereinander, wie die Hunde nach Blasendorf gehen, der Wolf zuerst, dann folgte der Fuchs, dann der Bär, zuletzt der Hase.

In der Vorstadt ist das große Wirtshaus, wie ihr wißt; der Wirt hatte gerade Schweine geschlachtet, und es roch die frische Wurst ihnen entgegen. »Da müssen wir hinein«, sprach der Wolf, »und uns gütlich tun! Da kennt man uns nicht!« Der Fuchs wollte nicht recht und sah sich zuerst die Gelegenheit genau an; es sah ihm gefährlich aus. »Gevatter, seid nicht so hitzig!« Der Wolf aber roch nur die Wurst, hörte nichts und klinkte gleich die Tür auf. »Nur herein, willkommen!« sprach der Wirt. Da gingen alle hinein. »Frische Wurst und Wein her!« schrie der Wolf. »Aber viel!« Der Kellner brachte; sie setzten sich und aßen und tranken, und wie nur etwas auf den Tisch kam, gleich war es verschwunden, der Kellner konnte nicht genug bringen.

Endlich waren sie satt. Da kam der Wirt mit der Kreide und sprach: »Zahlen!« Ja, ja, da fing ihre Not an. Der Wolf allein hatte den Mut zu reden und sprach: »Wir sind Schüler und wollen uns morgen durch Ansingen etwas verdienen und dann zahlen!« – »Das ist alles recht schön«, sagte der Wirt, »lasset indessen nur euere Mäntel zum Pfande!« Der Wirt aber hatte gleich beim Eintreten der Gäste ihnen angesehen, was für Zahler sie seien, und hatte im stillen den Kürschner herbeikommen lassen. »Mein Freund da, der Kürschner, wird das Ausziehen besorgen!« Als sie den Namen Kürschner hörten, sprangen alle voll Entsetzen auf und eilten zur Tür, die war jedoch wohlverschlossen. Der Kürschner und der Wirt suchten nun einen nach dem andern



zu packen und zu binden: der Bär brummte, der Wolf heulte, der Fuchs bellte, nur der Hase war vor Furcht stumm und starr, und die Augen standen ihm heraus, der Diskant versagte ihm, und bis heute hat er die Stimme nicht zurückerhalten. Ja, das war einmal ein Gesang!

Der Wolf und der Fuchs sprangen dem Kürschner und Wirten immer zwischen den Händen durch. Da fingen sie zuerst den Hasen, und das war leicht, denn der regte und rührte sich ja nicht von der Stelle, und nagelten ihn am Zagel (Schwanz) an die Wand, dann machten sie sich über den Bären; den überwältigten sie auch ohne große Mühe, denn er war alt und schwerfällig, nagelten ihn auch am Schwanz an die Wand. Jetzt, Wolf und Fuchs, haltet euch! Die sprangen unter Geheul und Gebell wild herum, auf und ab, bald an die Tür, bald an das Fenster. In der äußersten Angst und Not sprang der Wolf mit aller Kraft noch einmal wider den Fensterladen, der plumpste hinaus, der Wolf mit; er brach ein Bein, aber er raffte sich dennoch auf und lief unter Jammergeheul davon. Als der Fuchs das Fenster offen sah, sprang er sogleich nach, die Wirtin aber, die Milchrahm zu Butter rühren sollte, hatte gerade den rahmigen Löffel in der Hand und stand an der Fensteröffnung. Als sie den Fuchs springen sah, schlug sie mit dem Löffel nach ihm, traf aber nur die Zagelspitze, und die ist bis auf den heutigen Tag rahmig.

Der Kürschner und der Wirt waren hinausgeeilt, um den Wolf noch zu fangen. und den Fensterladen wieder anzumachen, damit der Fuchs nicht hinauskönnne, indessen war dieser auch schon über alle Berge. Auch der Bär war aber jetzt nicht müßig, als er die Öffnung sah und wie der Wolf und Fuchs glücklich entwischt waren; er zog, er riß, er wand sich – schubski! ward er los, aber der Zagel hing an der Wand. Und auch dem Hasen war auf einmal der verlorene Mut wieder gekommen, er machte es wie der Bär, er ließ seinen Zagel an der Wand und – hast du nicht gesehen! war er davon, und nicht leicht konnte etwas schneller sein als er; er lief in einem Atem, ohne umzuschauen, bis in den Wald. Noch heute hat weder der Bär noch der Hase seinen Zagel eingelöst; du kannst sie bei dem Medwischer Wirten, oder wenn dort nicht, bei dem Kürschner sehen (d. h. bei jenem Medwischer Kürschner, wenn er noch lebt, denn ein anderer Kürschner zeigt bloß einen Fuchsschwanz, und der Fuchs hatte doch seinen Zagel nicht verloren!), und seit der Zeit sind der Bär, Wolf, Fuchs und Hase weder zusammen noch allein je auf dem Medwischer Margreti gewesen. Es hatte ihnen nicht wohl angeschlagen; der schlechte Fuchs war noch am besten durchgekommen.

### **Wolf als König, der Fuchs sein Minister**

Der König der Waldtiere war gestorben; da sprachen diese untereinander: „Es ist am besten, wir machen den Wolf zum König; da wird er immer daheim sitzen und Recht sprechen, und wir haben indes vor ihm Ruhe.“ So geschah es auch, daß sie ihn wählten. Der Wolf freute sich über die große Ehre, die ihm angetan wurde, und damit es ihm an klugem Rat nie fehle, machte er den Fuchs zu seinem Minister. Wehe aber den armen Tieren, die vor dem Gerichtshof des neuen Königs erschienen; keines kam lebendig davon; was der König nicht selbst gewaltsam tötete, das starb durch die Hinterlist seines Ministers. So ging es dem Hasen: Der Hase ging an einem Felsblock vorüber; da sah er eine Schlange liegen, auf die ein mächtiger Stein gerollt war. Die Schlange bat ihn, er möchte den Stein von ihr wegheben. Der Hase, mitleidig von Natur, bedachte sich nicht lange und hob den Stein fort. Kaum war die Schlange frei, so wollte sie den Hasen verschlingen. „Wie, ist das der Dank?“ rief dieser. „Ja, so geht es in diesen Zeiten“, sprach die Schlange, „Undank ist der Welt Lohn!“

„So lasse wenigstens einen andern Recht sprechen!“ sagte der Hase. Die Schlange war das zufrieden. Da fiel dem Hasen ein Stein vom Herzen. Sie gingen nun weiter und sahen zwei Raben; diesen legten sie die Sache vor. „Er soll sterben!“ sprachen die Raben, „denn Undank ist der Welt Lohn!“

„Was, sollen Räuber meine Richter sein?“ sprach der Hase, „noch füge ich mich nicht, gehen wir zum König.“ Die Schlange ließ auch das geschehen.

Als sie vor dem König waren und ihm die Sache vortrugen, sprach der zornig: „Der Hase hat auf keinen Fall recht, weil er der Schwächere ist; ob aber die Schlange recht hat, soll mein Minister untersuchen.“ Da kamen sie vor den Fuchs und trugen ihm die Geschichte vor. Der schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: „So ein verwickelter Fall ist mir noch nicht vorgekommen.“ Er ließ sich zum Stein hinführen. Da sagte er zu der Schlange: „So lege du dich an die Stelle, wo du warst, und du, Hase, wälze den Stein hin, wie er war.“ Als das geschehen, sprach der Fuchs das Urteil: „So soll es auch bleiben!“ Den Ha-

sen packte er gleich und würgte ihn, indem er sagte: „Dich hat mein König verurteilt, du darfst der gerechten Strafe nicht entgehen.“

### **Von dem Wolf und den Maushunden**

„Am Meeresgestade war eine Schar Wölfe, darunter war einer besonders blutdürstig, der wollte zu einer Zeit sich einen besondern Ruhm unter seinen Gesellen erwerben und ging in ein Gebirge, wo viele und mancherlei Tiere sich aufhielten, da zu jagen. Aber dieses Gebirge war umfriedet, und die Tiere waren da sicher vor anderen Tieren und wohnten in Eintracht beeinander; darunter war auch eine Schar Maushunde oder Katzen, die hatten einen König. Nun war der Wolf mit List durch das Gehege gekommen, verbarg sich und fing sich jeden Tag eine Katze und fraß sie. Das war den Katzen sehr leid und sie sammelten sich zur Beratung unter ihrem König, und da waren in sonderheit drei weise, einsichtsvolle Kater, die berief der König in seinen Rat und fragte den ersten um sein Votum gegen den schädlichen Wolf Der erste Kater sprach: »Ich weiß keinen Rat gegen dieses große Ungeheuer, als uns in Gottes Gnade zu befehlen, denn wie möchten wir dem Wolf Widerstand tun?« Der König fragte den zweiten Kater, und dieser sprach: »Ich rate, daß wir gemeinschaftlich diesen Ort verlassen und uns eine andere ruhigere Stätte suchen, da wir hier in großer Trübsal, Leibes- und Lebensgefahr verweilen müssen.« Der dritte Kater aber sprach auf des Königs Befragung: »Mein Rat ist, hierzubleiben und des Wolfs halber nicht auszuwandern. Auch wüßte ich einen Rat, ihn zu überwinden.«

»Sage ihn«, gebot der König, und der Kater sprach weiter: »Wir müssen acht darauf haben, wenn der Wolf sich neuer Beute bemächtigt hat und wohin er sie trägt und verzehrt, dann muß du, o König, ich und unsere Stärksten ihm nahen, als wollten wir das essen, was er übrigläßt, so wird er sich für ganz sicher halten und von uns sich nichts befürchten. Dann will ich auf ihn springen und ihm die Augen auskratzen, und dann müssen alle anderen über ihn herfallen, so daß er sich unserer nicht mehr erwehren kann, und es darf uns dabei nicht irren, daß einer oder der andere von uns das Leben einbüßt oder Wunden davonträgt; denn wir

erlösen dadurch uns und unsere Kinder von dem Feind, und ein Weiser scheidet nicht feig und furchtsam von seinem Vatererbe; nein, er verteidigt es mit Leibes- und Lebensgefahr.« Diesen Rat hieß der König gut. Darauf geschah es, daß der Wolf einen guten Fang getan hatte, den er auf einen Felsen schleppte, und da führten die Katzen ihre Tat aus, die der tapfere weise Kater angeraten; und der Wolf mußte schämlich unter ihren Krallen und zahllosen Bissen sein Leben enden.“

„Dieses Beispiel“, fuhr Vogel Holgott fort, „sage ich dir, liebes Weib, damit du begreifst, daß treue Freundschaft hilfreich ist, und darum nehme ich gern Vogel Mosam zu meinem Freund und Gefährten mit.“ Als dieses das Weibchen hörte, jubilierte sie innerlich, daß ihr Anschlag so unverdächtig und nach ihres Herzens Wunsch ausging. Und da erhoben sich die drei Vögel nach jener lustigen Stätte; heßen im alten Nest die indes ausgebrüteten jungen zurück, bauten dort Nester und wohnten dort friedsam und freundlich bei reichlicher Nahrung eine Zeit miteinander. Und Vogel Holgott, der alt und schwach wurde, und sein Weib hatten den Vogel Mosam viel lieber in ihren Herzen, als er sie, wie sich gleich zeigen wird.

Es kam eine dürre heiße Zeit, daß alles verdorrte, und der See austrocknete, und die Fische starben; da sprach Vogel Mosam zu sich selbst: „Es ist ein schönes Ding um treue Kameradschaft, und es ist löblich, wenn Freunde zusammenhalten. Aber ein jeder ist doch sich selbst der Nächste. Wer sich selbst nichts nütze ist, wie soll der andern nützlich sein? Wer künftigen Schaden nicht voraussieht und ihn meidet, der wird ihm nicht entgehen, wenn er da ist. Nun sehe ich voraus, wie mir die Gesellschaft dieser Vögel Schaden und Abbruch tun wird, da von Tag zu Tag die Nahrung sich mindert; und zuletzt werden sie mich verjagen. Mir aber gefällt es hier wohl, und ich könnte auch allein, ohne jener Gesellschaft hier wohnen; da wäre es wohl gut, wenn ich ihnen zuvorkäme, und mich ihrer entledigte, und zwar zuerst des Mannes, denn das Weib vertraut mir ganz, die zwingt mich dann ungleich leichter. Sie kann sogar den Mann töten helfen.“

Mit solchen argen und schändlichen Gedanken flog Vogel Mosam zu dem Weibchen und nahte ihr ganz traurig und niedergeschlagen. Die fragte ihn: „Warum sehe ich dich so traurig, mein Freund?“ und er antwortete: „Ich trauere über die schwere Zeit und sehe schreckvoll daherschreiten des Hungers Gespenst. Und

zumeist deinetwegen trauert mein Herz. Eines nur wüßt ich, das dir frommte, wenn mein Rat nicht unweise dir dünkt.“

„Welcher ist das?“ fragte das Weibchen, und Mosam sprach: „Bande der Freundschaft sind mehr wert als Bande der Blutsverwandtschaft, denn dies ist oft schädlicher als Gift. Ein Sprichwort sagt: Wer eines Bruders mangelt, der hat einen Feind weniger, und wer keine Verwandten hat, der hat keine Neider. Ich will dir etwas ansinnen, das dir nützlich sein wird, liebe Freundin, obschon es dir hart ankommen wird, es zu vollbringen, und du wirst es mir als ein Unrecht auslegen, daß ich es dir offenbare, wenn auch es in meinen Augen geringfügig erscheint.“ Da sprach das Weibchen: „Deine Rede erschreckt mich, ich kann mir nicht denken, was du meinst, und glaube nicht, daß du mir Übels raten wirst. Doch wäre mir ein leichtes, den Tod zu erleiden um deinetwillen; darum so sprich! Denn wer nicht sein Leben einsetzt für einen treuen Freund, der ist sehr töricht, denn ein Freund ist immer nützlicher wie ein Bruder oder wie Kinder.“ jetzt sprach Mosam mit Arglist: „Mein Rat ist, daß du suchtest, deines alten schwachen Mannes los und ledig zu werden, für den du so mühevoll sorgen mußt; da wird dir Glück und Heil zureifen, und mir mit dir! Und frage nicht nach der Ursache dieses Rates, bis du ihn vollzogen hast, denn hätte ich nicht guten Grund dazu, so glaube mir, würde ich dir solches nicht anraten. Ich schaffe dir schon einen bessern und jüngern Mann, der dich immer lieben und beschützen wird. Und tust du nicht nach meinem Rat, so wird es dir gehen wie jener Maus, die auch guten Rat verachtete.“

*Bechstein-Märchen*

### **Der Drachentöter**

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Als sie erwachsen waren, ließ er ihnen kostbare Gewänder anfertigen, gab jedem einen schön verzierten Gürteldolch und ein gutes Schwert in die Hand und sprach: „Nun reist hinaus in die Welt, seht euch überall wohl um und versucht euer Glück!“ Dazu waren die drei Brüder gleich bereit, nahmen Abschied von ihrem alten Vater und zogen zum Tor hinaus. Als sie ein gutes Stück gewandert waren, kamen sie zu einer großen Tanne; da beschlossen sie, sich zu trennen. „Wir wollen unsere Dolche in diese Tanne stecken“, sagte der älteste. „Kommt einer von uns zu irgendeiner Zeit wieder einmal hier vorbei, so mag er an ihnen erkennen, ob wir noch

am Leben oder ob wir gestorben sind, und dies wird das Zeichen sein: wessen Dolch einen Rostfleck zeigt, der ist tot und wird die Heimat seiner Väter nie mehr wiedersehen.“ – Sie stießen also die blanken Klingen tief in den Baum; dann ging der eine zur Rechten, der andere zur Linken, der jüngste aber zog geradeaus und kam bald in einen großen, finsternen Wald.

Wie er nun so allein zwischen den dunklen Tannen dahinging, kam ihm mit einem Mal ein Bär entgegen. Ohne langes Besinnen griff er nach seinem Schwert und wollte ihm auf den Pelz rücken. Der Bär aber rief: „Töte mich nicht, es wird dein Glück sein!“ trottete freundlich und zutraulich heran und begleitete den Königssohn durch den Wald. Als er wieder eine Strecke gewandert war, kam plötzlich ein großer, wilder Wolf dahergesprungen. „Im nächsten Augenblick schon schwang der Prinz sein Schwert, stellte sich ihm in den Weg und wollte ihn erschlagen. Der Wolf aber rief: „Töte mich nicht, es wird dein Glück sein!“ – Da ließ er auch ihn am Leben, und nun zog der Wolf mit dem Bären hinter ihm her. Es dauerte nicht lange, da stand, wie aus der Erde gewachsen, ein mächtiger Löwe vor ihm und fletschte die Zähne. Dem Königssohn fuhr geschwind der Schreck in die Glieder; dann aber zog er blitzschnell sein Schwert, um es ihm in den Rachen zu stoßen. Weil aber der Löwe sagte: „Töte mich nicht, es wird dein Glück sein!“, schenkte er auch ihm das Leben. Nun zog auch der Löwe mit dem Wolf und dem Bären hinter ihm her, und alle drei Tiere wichen nicht mehr von ihm.

Lange Zeit wanderte der Prinz mit seinen Begleitern durch den Wald, ohne einem Menschen zu begegnen. Endlich sah er in der Ferne eine Stadt. Da schritt er munter voran und zog bald darauf mit seinen Tieren durch das Tor ein. Doch seltsam: Alle Häuser waren mit schwarzem Flor behangen, und die Menschen gingen stumm und traurig durch die Straßen. Da fragte der Prinz, was denn der Stadt widerfahren sei. „Ach!“ erzählten ihm da die Leute, „auf dem Berg dort, wo die Kapelle steht, haust ein siebenköpfiger Drache. Dem muß man jeden Tag ein unschuldiges Mädchen zum Fressen bringen sonst ist vor ihm niemand seines Lebens sicher. Nun aber soll ihm morgen die einzige Tochter des Königs ausgeliefert werden, und darum ist die Stadt in so tiefer Trauer.“ – „Das verstehe ich wohl“, meinte der Prinz, „aber – ist denn gar keine Rettung möglich?“ – „Ja, das fragen wir auch, lieber Herr“, sagten sie. „Der König hat wohl schon lange im ganzen Lande bekanntmachen lassen, daß er dem Drachentöter die schöne Prinzessin zur Frau geben wolle; doch bis heute hat sich keiner gefunden, der den Kampf mit dem Ungeheuer wagen will.“ – Der Prinz hörte sich alles genau an und dachte: „Wenn d

u den Drachen erlegen und die schöne Königstochter gewinnen könntest! Vielleicht würden die drei Tiere dir helfen?“ Und er nahm sich vor, den Kampf gegen den Drachen zu versuchen.

Am anderen Morgen, als die Sonne aufging, gürtete er sich sein Schwert um und stieg auf den Drachenberg, von seinen treuen Tieren begleitet. Als er zu der Kapelle kam, ging die Prinzessin gerade hinein, um zu beten. Sie war so jung und schön, daß er wie gebannt stehenblieb und ihr nachschaute. Da wurde er plötzlich durch ein fürchterliches Brüllen und Fauchen aufgeschreckt, und aus der Felsschlucht hervor stürzte der siebenköpfige Drache ungestüm auf ihn ein. Der Bär, der Wolf und der Löwe warfen sich wütend auf das Untier und jeder riß und biß ihm zwei Köpfe ab. Der siebente Kopf aber, der schrecklichste und gefährlichste von allen, fiel unter dem scharfen, Schwert des Prinzen in den Sand. Lang ausgestreckt lag der tote Drache in seinem Blute. Da trat die Prinzessin aus der Kapelle, ihrem Retter zu danken. Sie nahm die goldene Kette, die sie bisher selber, getragen, zerteilte sie und legte jedem der Tiere ein Stück davon um den Hals. Zu dem Prinzen aber sagte sie: „Ich danke dir von Herzen, du tapferer Mann! Du hast mich vom Tode errettet, und dafür will ich dir für mein ganzes Leben als deine liebe und treue Frau gehören! Nun aber komm mit zu meinem Vater. „Es kann noch nicht sein, liebe Prinzessin“, sagte er; „ich muß mich zuerst noch eine Weile in der Welt umsehen. Heute übers Jahr aber komme ich wieder und dann wollen wir Hochzeit halten!“ Darauf schnitt er aus den sieben Drachenköpfen die Zungen heraus, wickelte sie in ein seidenes Tuch und steckte sie in die Tasche. Dann nahm er Abschied von seiner Braut und zog mit seinen getreuen Tieren auf gut Glück in die weite Welt hinaus.

Als der Prinz ihren Blicken in der Ferne entschwunden war, stieg die Prinzessin in die Kutsche, die am Fuße des Berges wartete, um sich nach Hause fahren zu lassen. Der Kutscher fuhr aber erst ab, nachdem er die sieben Drachenköpfe zu sich auf den Wagen geladen hatte. Und wie sie unterwegs durch einen dunkeln Wald kamen, hielt er plötzlich die Pferde an und sagte zu der Prinzessin: „So, nun sind wir allein und keiner ist da, der dir helfen könnte! Sage zum König, i c h hätte den Drachen getötet! Versprich es mir, oder du mußt auf der Stelle sterben!“ Was konnte da die Prinzessin anderes tun, als zustimmen, wenn ihr das Leben lieb war? Als sie im Schloß ankamen, wies der Kutscher dem König die sieben Drachenköpfe vor, verlangte die Prinzessin zur Frau und wollte, daß die Hochzeit gleich am anderen Tage stattfinden sollte. Der König, der sein Wort halten wollte, war damit einig; die Prinzessin aber brachte es unter allerlei Vor-

wänden fertig, daß die Hochzeit immer wieder aufgeschoben wurde. Ein ganzes Jahr lang trieb sie es so; dann aber mußte sie dem Drängen des Kutschers doch nachgeben. Sie tat es auch scheinbar willig, weil sie hoffte, daß der rechte Bräutigam sich nun bald einfinden werde, so wie er es ihr versprochen hatte.

Und richtig, als das Jahr bald um war, hatte der Prinz sich genug in der Welt umgesehen und die Heimreise angetreten. Als gerade noch ein einziger Tag an dem Jahr fehlte, kam er in der Stadt an und war erstaunt darüber, wie lustig und lebendig es überall zuging. Er kehrte in einem Wirtshaus ein, fragte den Wirt, ob er hier übernachten könne und fügte so beiläufig hinzu: „Was geht denn hier vor? Vor einem Jahr war die Stadt mit Trauerflor behangen und die Leute gingen stumm und traurig umher; heute dagegen sehe ich überall fröhliche Gesichter und die Stadt ist wie zu einem Fest geschmückt!“ – „Ihr habt’s erraten“, antwortete der Wirt und erzählte ihm, daß morgen die Königstochter Hochzeit halte mit dem Kutscher, der sie vor einem Jahr aus den Klauen des Drachen errettet habe. „Soso“, sagte der Prinz, trank sein Glas leer und begab sich in seine Schlafkammer hinauf.

Am anderen Tag, während droben im Schloß das Hochzeitsmahl im Gange war, saß der Prinz, als Jäger gekleidet, mit dem Wirt in der Schankstube. Sie sprachen von der schönen Prinzessin und dem Drachentöter und dem prachtvollen Fest, und dabei sagte der Prinz: „Herr Wirt, holt mir doch auch einen Krug von, dem Wein, den die Braut im Schlosse trinkt!“ – „Das kann ich nicht, Herr!“ antwortete der Wirt. „Dann muß ich halt meinen Wolf hinschicken!“ meinte der Prinz; rief den Wolf zu sich und sagte: „Geh zu der Prinzessin ins Schloß und sage, dein Herr lasse um einen Krug von dem Wein bitten den sie selbst trinke!“ Es dauerte nicht lange, und der Wolf kam mit dem Krug angesprungen. Da konnte der Wirt sich nicht genug wundern“, saß nur da und sah den Fremden an und schüttelte den Kopf. „So, jetzt will ich auch von dem Braten haben, den die Braut isst!“ sprach der Prinz und schickte den Bären aufs Schloß, und der brachte wahrhaftig nach einer Weile ein Stück vom allerbesten Braten. „Nun fehlt bloß noch ein Stück von dem Brot, das die Prinzessin isst!“ sagte der Prinz, und schickte den Löwen hin. Der kam nach kurzer Zeit mit einem großen Stück Brot im Maul angetrottet.

Die Prinzessin aber, die an der Hochzeitstafel saß, hatte die Tiere erkannt und wußte wohl, wer ihr Herr war. Darum gab sie ihnen auch alles, was sie forderten, von Herzen gerne. Der König hatte die sonderbaren Besucher mit Staunen beobachtet, nahm endlich seine Tochter beiseite und sprach: „Nun sage mir doch einmal, meine liebe Tochter: Was hast du eigentlich mit diesen wilden



Tieren im Sinn?“ Da erzählte die Prinzessin ihrem Vater alles, so wie es sich zugetragen hatte, und gestand ihm zuletzt, daß der wahre Drachentöter nun da sei und daß sie den und keinen anderen heiraten werde. Der König schickte sogleich einen Boten in das Wirtshaus und ließ den Herrn, dem die drei wilden Tiere gehörten, zur Tafel laden. Als die Hochzeitsgäste nun alle genug gegessen und getrunken hatten und noch eine Weile so recht vergnügt beisammen saßen, sagte der König: „Wir wollen uns zur Unterhaltung ein wenig erzählen. Und wer wird mehr erzählen können als der Drachentöter und unser lieber Gast, der Jäger, der heute erst von einer weiten Reise zurückkehrte? Beginne also, Freund Drachentöter!“ Da ließ der falsche Drachentöter die sieben Drachenköpfe auf den Tisch legen und berichtete mit vielen aufgeblähten Worten, wie er sie damals im Kampf dem Untier abgeschlagen habe. Und alle, die von dem bösen Betrug nichts wußten und den Kutscher für den Drachentöter hielten, bewunderten ihn und spendeten ihm Lob über Lob. Der König aber verzog keine Miene und sagte nur: „Nun denn, Herr Jäger, erzählt Ihr einmal von Euren Abenteuern!“

Der erhob sich, verbeugte sich höflich und gestand zum ersten, daß er kein Jäger, sondern ein Prinz sei. Dann schilderte er getreulich, auf welcher eigentümlichen Weise er zu den treuen Tieren gekommen sei und wie sie geholfen hätten, einen siebenköpfigen Drachen zu überwinden und eine Königstochter vom sicheren Tode zu erretten. „Und welcher Zufall“, sagte er, „gerade heute vor einem Jahr und nahe bei dieser Stadt hat sich all das zugetragen. Auch die Drachenköpfe hier kommen mir so bekannt vor, als ob ich sie schon einmal gesehen hätte. Nur, will mir scheinen, haben sie keine Zunge im Maul, was doch sonst gewiß bei allen Tieren der Fall ist.“ Da erhob sich der König und rief: „Diener! Öffnet die Drachenmäuler!“ Und richtig, – in keinem von allen sieben war eine Zunge zu entdecken. „Wo sind die Zungen, Kutscher?!“ stellte der König den falschen Mann zur Rede. „Da müßt Ihr nicht den da, sondern, mich fragen, Herr König“, entgegnete der Prinz. „Hier sind sie!“ – und dabei wickelte er die sieben Zungen aus dem seidenen Tuch. Und siehe, sie paßten genau auf die abgeschnittenen Enden in den Rachen der Drachenköpfe. „Und nun, edle Prinzessin“, wandte sich der Prinz an die Königstochter, „kennt Ihr vielleicht die goldene Kette am Hals meiner Tiere?“ – „O gewiß!“ sagte sie, „die kenne ich gut! Ich selbst habe sie ja deinen Tieren umgehängt, weil sie dir so treu und tapfer im Kampf gegen den Drachen beigestanden haben.“ Nun wußte der König gewiß, daß der Prinz der wahre Drachentöter, der Kutscher aber ein arglistiger Betrüger war. In der glei-

chen Stunde noch wurde der Falsche dem Henker übergeben. Der Prinz und die Prinzessin aber hielten Hochzeit und lebten nach des alten Königs Tod noch lange Jahre in Glück und Freude als König und Königin.

Was aus den beiden Brüdern des Königs geworden ist? Niemand weiß, ob sie heimgekehrt sind oder heute noch in der Welt umherwandern. Wenn ich aber an die große Tanne komme, will ich doch nachsehen, ob sie noch am Leben sind oder ob die blanken Klingen Rostflecke bekommen haben.

*Schwäbisches Märchen*